

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Mit den Beilagen: Für unsere Mütter und Hausfrauen und Für unsere Kinder

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 36 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2.60 Mark.

Stuttgart den 28. Oktober 1907

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Jettin (Zunbe), Wilhelmshöhe, Post Vegerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtbach-Straße 12.

Inhaltsverzeichnis.

Ein Flammenzeichen. — Arbeiterinnen, organisiert euch! — Die Arbeiterin in der Textilindustrie. Von G. Jüdel. — Arbeiterinnen, tretet für die Verkürzung der Arbeitszeit ein! Von G. Hoch. — Leistungen des Textilarbeiterverbandes für die weiblichen Mitglieder. Von C. H. — Schulartzberichte. II. Von Dr. Jabel. — Soziale Segensätze in der Augsburger Textilindustrie. Von Marie Greifenberg.

Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Politische Rundschau. Von H. B. — Gewerkschaftliche Rundschau.

Notizen: Dienstofffrage. — Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Frauenstimmrecht. — Frauenbewegung.

Feuilleton: Du willst es wissen? ... Von Ida Negri. (Gedicht.) — Die Tanne. Von Elisabeth Snaud-Kühne.

Ein Flammenzeichen.

Rings am Horizont unseres politischen und sozialen Lebens leuchten zahlreiche Flammenzeichen, welche den bewußt geführten, scharfen Kampf zwischen den Klassen künden. Jedoch höher als alle von ihnen erhebt sich die lodernde Feuerfäule des Hochverratsprozesses, der gegen unseren Genossen Karl Liebknecht geführt worden ist und ihm 1 1/2 Jahre Festungshaft gebracht hat.

Warum? Etwa weil sich Genosse Liebknecht, dem erhabenen Vorbild deutscher Fürsten der Vergangenheit folgend, wie sie von hohem Ehrgeiz oder schmutziger Gewinn gier getrieben, der Schmach schuldig gemacht hat, mit irgend einem „Erbschind“ gegen das Vaterland konspiriert und ihm Teile davon ausgeliefert zu haben? Oder weil er den herrschenden Klassen der Gegenwart gleich teil an dem Frevel hat, in der Jagd nach Ausbeutungsgelegenheit und Profit durch wahnwitzige, täppische koloniale und weltpolitische Abenteuer Deutschland in einen Gegenatz zu anderen Staaten zu bringen und Kriegsgefahr heraufzubeschwören? Oder aber, weil er den Umsturz der deutschen Reichsverfassung erstrebt hätte, wie die Bogulawski, Wirbach und andere Herren noch, die sehnüchlich nach dem Manne mit dem kleinen Gehirn und der starken Faust rufen, welcher dem Reichstagswahlrecht an die Kehle springt?

Nichts von alledem ist der Fall. Wohl aber hat Genosse Liebknecht eine „Schuld“ auf sich geladen, die in der Meinung der herrschenden Gewalten alle ähnlichen Verbrechen zehnfach aufwiegt. Er hat in einem Schriftchen rücksichtslose Kritik an dem Militarismus geübt, um den ausgebeuteten Massen die Augen über sein Wesen als Schürer von Kriegen, als schlimmstes Werkzeug und letzte, festeste Stütze der Klassenherrschaft der Besitzenden zu öffnen und ihren Willen auf den systematischen Kampf gegen den gefährlichen Feind zu richten.

Daher Räuber und Mörder, daher eine Aktion, die von der Erhebung der Anklage an bis zu dem Schuldig, das der höchste Gerichtshof des Reichs gesprochen, in allen ihren Einzelheiten eine Kette von juristischen, logischen und moralischen Ungeheuerlichkeiten ist.

Der Prozeß glich dem Untier der Sage, dem für ein abgeschlagenes Haupt zwei neue erwachsen. Für die Anklage eines hochverräterischen Verbrechens, das die Verteidigung zerstörte, entstand die eines neuen umstürzlerischen Frevels, und die feinsten und wichtigsten juristischen Waffen mußten sich als wirkungslos erweisen, das Ungetüm zur Strecke zu bringen, weil dieses seine Lebenskraft nicht aus dem Recht zog, sondern aus der Politik, aus der Herrschaftsstellung der Besitzenden und ausbeutenden Klassen. Als Rechtsache ist die Anklage auf Hochverrat kläglich den glänzenden Klängen der Verteidigung unterlegen — darüber kann der formale Ausgang des Prozesses nicht täuschen. Lediglich als politischer Dandel hat sie triumphiert und hätte sie triumphieren müssen — wie die Dinge gegenwärtig bei uns gelagert sind —, auch wenn sie auf noch schwächeren Füßen gestanden hätte, als es tatsächlich der Fall gewesen ist.

Der Hochverratsprozeß sollte eben nicht das verletzte Recht schützen, vielmehr die bedrohte Herrschaftsstellung

der Minderheit. Er war ein politischer Tendenzprozeß der gehässigsten, aber lehrreichsten Art, welcher zugunsten dieser Herrschaftsstellung die verfassungsgemäß zugesicherte Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Kritik, der Meinung und ihrer Bekundung unter die Füße stampfte und geistig-politische Waffen zerbrach, welche die bürgerlichen Klassen einst selbst in ihrem Kampfe gegen die feudale Gesellschaft geführt haben, die aber in der Hand des klassenbewußten Proletariats der kapitalistischen Ordnung verhängnisvoll sind. Sein offensichtlicher Zweck war, den Militarismus als sakrosanct gegen jede kritische Beleuchtung zu schützen, die er als Herrschaftsinstrument der Besitzenden nicht erfahren kann, ohne an seiner Verwendbarkeit einzubüßen, ja diese allmählich ganz zu verlieren.

Es ist behauptet worden, daß die Fäden des ungeheuerlichen Prozesses im Kriegsministerium zusammenlaufen. Das mag sein. In Wirklichkeit jedoch sind die Kräfte, die von hier aus die Fäden gezogen haben, nur die Geschobenen. Der letzte und machtvollste Anstifter des Prozesses ist das Lebensinteresse der bürgerlichen Gesellschaft selbst, die über die wachsende Verschärfung des Klassenkampfes und über ihre immer größere Bedrohung durch die Heerhaufen des klassenbewußten Proletariats quitiert, die es unumwunden ausspricht, daß sie die letzte und stärkste Hoffnung für ihre Dauer auf die Dreieinigkeit der Infanterie, Kavallerie und Artillerie setzt. Diese Tatsache ist die unterstrichen worden durch den lauten oder kaum gedämpften Jubel, mit welchem die gesamte bürgerliche Presse, von der konservativen an bis zu der sogenannten freisinnigen abgesehen — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen —, den Ausgang des Prozesses begrüßt hat, ein weithin hallendes Echo des Interesses und Wollens der einen reaktionären Masse, die sich je länger je öfter gegen das klassenbewußte Proletariat zusammensindet.

Wie stets in der Geschichte, bekunden die herrschenden Klassen auch jetzt wieder den feinsten Instinkt für die Stelle, wo sie sterblich, wo sie am tiefsten verwundbar sind. Indem sie die Klassenjustiz aufrufen, die schützende Hand juristischer Deutungen über den Militarismus zu breiten und ihre schwersten Strafen über die zu verhängen, die ihn prüfend anzutasten wagen: lenken sie die Blicke des Proletariats mit Gewalt auf den Punkt, wo die bürgerliche Klassenherrschaft tödlich getroffen werden kann und getroffen werden muß. Die Rückwirkung des Prozesses wird daher sein, daß dieses in seinem Kampfe gegen die bürgerliche Ordnung im allgemeinen und den Militarismus im besonderen nicht etwa feige geschreckt abrüstet, sondern im Sinne und Geiste der Resolution des Internationalen Kongresses zu Stuttgart zielklar und kräftigst aufrüstet. Die Sozialdemokratie hat bereits damit begonnen, indem der Parteivorstand den Beschluß faßte, die Verhandlungen gegen den Hochverräter als Broschüre in Massenauslage zu verbreiten.

Darf dem Prozesse wird die Stimme des verurteilten und inhaftierten Liebknecht zum Kampfe gegen den Militarismus mehr Proletariatschirne revolutionieren, als der freie Liebknecht in Jahren alltäglicher Agitationsarbeit je zu gewinnen vermocht hätte.

Man kann jedoch das bedeutsame sachliche Ergebnis des Hochverratsprozesses nicht würdigen, ohne auch des starken persönlichen Momentes zu gedenken, das zu seinem Gepräge beigetragen hat, und dessen Wirkung nicht gering anzuschlagen ist. Liebknechts ebenso männlich fester als klug besonnener Haltung kommt unstreitig ihr gut Teil Verdienst daran zu, daß eben das sachliche Ergebnis des Prozesses so rein und reich ist und so klar, scharf umrissen in Erscheinung tritt. In richtiger Wertung dessen, was ist, hat er von Anfang an darauf verzichtet, hinter dem Schutzwall papierner Gesetzesparagrafen Bergung zu suchen und um seine Überzeugung und sein Recht mit spitzfindigen juristischen Silbenstechereien zu kämpfen. Großzügig hat er den Rechtsandel als politischen Tendenzprozeß durchgeführt, welcher der sozialistischen Auffassung gemacht wurde, welcher im letzten Grunde der unaufhaltbaren geschicht-

lichen Entwicklung selbst galt, und mit energievoller Entschlossenheit und Würde hat er das Banner der Partei im Lager erbitterter Gegner entfaltet, ein lebendiger Beweis von der Macht der Idee, ein Beispiel für alle, die kämpfen.

Wir aber wollen an dieser Stelle nicht vergessen, daß Frauenwerk in der Tat des Mannes enthalten ist. Was Liebknecht geworden ist, und was er für die Sache des Proletariats leisten konnte, das verdankt er mit einer Mutter, die unter den schwersten äußeren Nöten, die der politische Kampf der Familie schuf, redlich bemüht gewesen ist, in dem Sohne zu freiem starken Leben das Beste des Vaters heranreifen zu lassen, der sich selbst mit Stolz einen „Soldaten der Revolution“ nannte; das verdankt er mit einer Mutter, die jetzt, wo die Jahre Schnee auf ihren Scheitel gehäuft, den Sohn für lange Monde mit der gleichen hingebungsvollen Fassung hinter Festungsmauern verschwinden sieht, mit der das junge Weib einst die Gefangenschaft des „hochverräterischen“ Gatten getragen hat. Wenn wir das alles besonders hervorheben, so geschieht es nicht nur, um wie billig Anerkennung zu zollen, wo Anerkennung gebührt. Wir merten vielmehr auch das schöne Vorbild, das unseren Frauen erscheint, die Mütter sind und Mütter im höchsten Sinne des Wortes sein wollen. Mag es sie im Schein des lodernnden Flammenzeichens des neuesten großen Tendenzprozesses lehren, ihre Kinder nach der Weisung der Stuttgarter Resolution mit der sozialistischen Weltanschauung zu erfüllen. Sie tragen dann das Ihrige und das Wirksamste zur inneren Zermürbung des Militarismus bei. Denn sie entwickeln in der Jugend den Geist internationaler Brüderlichkeit, der den ausbeutungs- und machtlüsternden Nordspatriotismus der herrschenden Klassen überwindet; den Geist proletarischen Klassenbewußtseins, der, wenn Hochverräter von oben das Galali gegen den „inneren Feind“ blasen, in die richtige Kampfesfront führt und mit dem alten „Marshall Vorwärts“ sagt:

„Wo steht der Feind? Der Feind steht hier, Den Finger drauf, den schlagen wir!“

Arbeiterinnen, organisiert euch!

Arbeiterinnen, organisiert euch! So rufen den Hunderttausenden schwer frondender Frauen und Mädchen die fargen Löhne zu, welche zu einem sorgenbelasteten, entbehrungsreichen, freudearmen Leben verurteilen, bei dem viel zu früh Kraft und Gesundheit schwindet. So sagt der lange Arbeitstag, der die Möglichkeit zu Ruhe, Erholung, zu Bildung, Familienglück und Freundesverkehr, ja zu genügendem Schlafe raubt, denn für wie viele der Arbeiterinnen fügt sich nicht daheim nächtliches Schaffen zu dem Schuften und Schanzen in einer Fabrik. So erklären dumpfige, lärmende, staubgeschwängerte Arbeitsräume und ungedunde Arbeitsbedingungen aller Art, wie die Rücken und Tüden, die groben, beleidigenden Behandlungsmoden, die nur in allzu vielen Betrieben gerade dem weiblichen Arbeitspersonal gegenüber die Regel sind.

Arbeiterinnen, organisiert euch! So mahnen bittere Zeiten der Arbeitslosigkeit, in denen entlassene Lohnsklavinnen auf der Suche nach Arbeit und Brot von Fabrik zu Fabrik wandern. So raten die Tage der Krankheit, in denen viele Arbeiterinnen nicht wissen, woher genügend Mittel nehmen, um die erschütterte Gesundheit wieder zu kräftigen, die bedrohte Lebenskraft zu erhalten. So lehrt vielfaches Ungemach, das die werktätigen Frauen und Mädchen überfällt, und in dem sie keinen Ausweg wissen, keine Hilfe sehen, weil sie allen Härten des Daseins gegenüber auf sich selbst gestellt sind. Das aber nicht etwa, weil die Ihrigen steinernen Herzen ihren Nöten zusehen, vielmehr weil diese selbst Habenichtse sind, die sich kümmerlich durchschlagen müssen.

Arbeiterinnen, organisiert euch! Das ist die ernste Aufforderung, die eindringlich aus allen Einzelheiten der Arbeiterinnenezistenz klingt. Denn sind die Bedingungen dieser Existenz nicht ebensoviel überzeugende Beweise dafür, daß die Lebenslage der lohnfrondenden Frauen und Mädchen dringend der Besserung bedarf?

Arbeiterinnen, organisiert euch! So predigen aber auch die Villen und Paläste der Arbeitsherren, ihre frohen Feste ohne saure Wochen, ihre Sommerreisen und anderen Genüsse,

kurz ihre und der Ihrigen luxuriöse Lebenshaltung, wie ihr wachsender Reichtum. Der Ertrag der Arbeit, den ihr in ihrem Dienst leistet, muß märchenhaft groß sein, um alles dies zu ermöglichen, jedenfalls aber groß genug, nicht bloß den Herren, sondern auch euch eine menschenwürdige Existenz zu verschaffen. Wovon liegt es denn, daß ihr eine solche Existenz nicht habt, und daß die Mähen wie die Früchte der Arbeit gar zu ungleich zwischen euch und den Arbeitgebern verteilt sind, die zu euren Ausbeutern werden? Ihr wißt es oder ihr ahnt es wenigstens: weil die Fabriken, Maschinen, Rohstoffe, mit einem Worte die Produktionsmittel im Besitze der Herren sind, und ihr nur Arbeit, das heißt Brot für euch, findet, wenn ihr eure Arbeitskraft, eure Muskeln und Nerven, in den Dienst der Eigentümer der Produktionsmittel verkauft. Eure Arbeitskraft ist zwar von eurer Person untrennbar, aber ihr könnt sie dennoch nicht um den Preis verkaufen, der euch ein auskömmliches, geschweige denn ein angenehmes und schönes Dasein sichert. Ihr müßt sie für die Bettelpennige los schlagen, die den Befehlen der Ausbeutungsordnung auf dem Arbeitsmarkt entsprechen. Denn ihr seid arm, und wenn eure Hände feiern, muß euer Magen hungern. Ihr seid die Schwachen, die bei der Gestaltung der Arbeit und bei der Verteilung ihrer Früchte eure Interessen nicht gegen den Arbeitgeber und seinen Wunsch nach Profit verteidigen könnt, er ist ja der Besthende, der Starke.

Müßt ihr da nicht nach Mitteln umschauen, die eure Schwäche in Stärke verwandeln? Gewiß, ihr müßt es, wenn ihr euch nicht selbst verloren geben, wenn ihr nicht auf alles verzichten wollt, was das Leben wert macht, gelebt zu werden. Ein solches Mittel, euch zu helfen, ist die gewerkschaftliche Organisation. Sie stellt hinter eure Schwäche als einzelne die Kraft der Vielheit eurer Berufsgenossinnen und Berufsgenossen, und über deren Kreis hinaus aller, die wie ihr Ausgebeutete sind. Die Kraft dieser Vielheit vermag aber mit dem prozigen, gewinnfüchtigen Unternehmer erfolgreich um bessere Arbeitsbedingungen für euch zu kämpfen. Die Macht der Organisation vermag gegenüber den Geldsackgewalten euer Recht auf menschenwürdige Arbeits- und Existenzbedingungen zur Geltung zu bringen. Sie verschafft euch höhere Entlohnung, kürzere Arbeitszeit, Rücksichtnahme auf eure Gesundheit, achtungsvolle Behandlung und andere Vorteile mehr. Sie tritt euch vermittelnd ihrer Unterstützungseinrichtungen in den Stunden der Verdünnung als Beraterin, Helferin, Schützerin zur Seite. Sie sucht euch in der Vereinsammlung eurer ärmlichen Wohnungen und gliedert euch zu Schutz und Trutz, in Leid und Freud, der großen Familie eurer Berufsgenossen ein. Sie hebt euch aus eurer Rückständigkeit und Schwäche durch Bildung und Zusammenschluß zu Wissen und Macht empor. Sie erlöst euch von dem Bann der Sklavendemut und gibt euch das Gefühl der Selbstachtung, indem sie euch zum Bewußtsein führt, daß ihr dem Druck der Ausbeutung vereinigt nicht wehrlos, sondern widerstandskräftig gegenübersteht. Sie schult euren Geist und bildet euren Charakter, denn sie lehrt euch durch klaren Einblick in das Getriebe des Wirtschaftslebens die Solidarität aller Ausgebeuteten verstehen und üben. Sie weist hinaus über die Verbesserung eurer Lebenslage, die ihr in der Gegenwart erkämpfen könnt und erkämpfen müßt, auf das strahlende hehre Zukunftziel: die Befreiung der Arbeit vom Joche der Ausbeutung und Unterdrückung.

Arbeiterinnen, organisiert euch! Die gewerkschaftliche Organisation ist das feste Bollwerk, das euch gegen die strapellose Gewinn gier des Unternehmertums schützt. Sie ist die große Gemeinschaft, die euch in schweren Zeiten Segnungen spendet, welche euch die Familie nicht mehr zu gewähren vermag. Sie ist die Erzieherin, die euch für die Allgemeinheit und eine freie Zukunft erzieht!

Wollt ihr mehr sein als geduldige Kreuzträgerinnen, kluge und klägliche Kämpferinnen, die ihre Ketten lockern wollen, um sie eines Tages zu sprengen und aufrecht im Glanze vollen Menschentums dazustehen: dann, Arbeiterinnen, organisiert euch!

Die Arbeiterin in der Textilindustrie.

Des Lobes voll ist unsere Bourgeoisie über das „goldene Zeitalter der Maschine“. Sie ist entzückt, weil es jetzt vielen tausend Frauen und Mädchen des Proletariats möglich ist, bei „ganz leichter“ Arbeit in der Fabrik Geld zu verdienen. Tatsächlich ist die Arbeit scheinbar leicht. Da steht die junge Baumwollweberin zwischen ihren beiden tausenden Webstühlen. Schnell dreht sich ihr zarter Körper, um abwechselnd die beiden Gewebe zu überschauen. Nur dann und wann setzt sie mit einem leichten Griff den Stuhl still, um einen gerissenen Kettfaden wieder einzuziehen, eine Lige zu erneuern oder sonst etwas in Ordnung zu bringen. Dann geht aufs neue der Stuhl seinen regelmäßigen Gang. Das Schifflein fliegt rastlos 200mal in der Minute von einer Seite zur anderen. Und immer „leichter“ wird die Arbeit gemacht. Schon braucht die Weberin nicht mehr den Schützenwechsel zu besorgen. Automatisch vollbringt das die Maschine. Ein Zwischenmechanismus schaltet den Webstuhl aus, wechselt das Schifflein, wenn der Cops abgelaufen ist, und schaltet den Webstuhl wieder ein. Die Kopperinnen und Stopferinnen stehen von früh bis abends an ihrem Tisch, ziehen den Stoff darüber hinweg, legen ihn ab, entfernen mit einer Gabel Kletten und Holzsplitter, reißen Knoten ab und stopfen schobhafte Stellen. Die Spulerinnen und Zwirnerinnen lassen ihre schnurrenden Maschinen laufen, knüpfen die Fäden aneinander, heben den vollen Cops von der Spinbel und stecken eine leere Hülse wieder darauf. Wie „leicht“ ist heute nicht

die Arbeit der Krempelerin geworden. Sie braucht die Wolle nicht mehr mit der Hand aufgelockert, der Krempel zuzuführen. Sie braucht den „Pelz“ nicht mehr zu zerreißen und von der Vorkrempel auf die Blieskrempel, dann wieder auf die Vortrippkrempel zu übertragen. Alles das macht automatisch die Maschine. Ebenso „leicht“ ist die Arbeit in der Strickerei und Wirkerei, der Stickerin, der Posamentenfabrikation und den sonstigen vielerlei Zweigen der Textilindustrie. Schwache, geschmeidige Finger und ein scharfes Auge, das ist alles, was die Textilindustrie bei den circa 500000 Arbeiterinnen voraussetzt, welche sie jetzt beschäftigt. Aber trotz alledem ist die Arbeiterschaft — zum Entsetzen unserer Bourgeoisie — unzufrieden. Sie fühlt sich elend und bedrückt. Sie erblickt nicht in der kapitalistischen Welt die „beste aller Welten“.

Ein ebernes „Muß“ zwingt das Proletarierweib zur Arbeit an der Maschine. Statt Lebensglück und Lebensfreude zu gewähren, raubt diese ihm beides. Es wird zur Sklavin der Maschine und ist gesucht nur als Ausbeutungsobjekt profitgieriger Schlotbarone. Immer reicher und reicher werden diese. Immer neue Kapitalien verwerten sie im Produktionsprozeß — die Arbeiterin bleibt arm, wie sie es vordem war.

Hohen Gewinnen der Unternehmerklasse stehen lange Löhne der Arbeiter gegenüber. Es ist „kein schlechter Lohn“, wenn die Arbeiterin der schleifischen Leinen- oder Baumwollbranche 8 bis 9 Mk. pro Woche erhält, 50461 Frauen und Mädchen werden in ihr beschäftigt, 8 bis 9 Mk. verdienen auch die circa 10000 Arbeiterinnen der deutschen Jutebranche. Auf gleicher Höhe steht der Lohn der Arbeiterinnen in der Wollspinnerei, der Lohn der Spulerinnen und Zwirnerinnen.

112746 Arbeiterinnen verkaufen ihre Arbeitskraft an die Besitzer der deutschen Baumwollspinnereien und Webereien und erhalten vom Ertrage ihrer Arbeit je nach der Kategorie, in welcher sie beschäftigt sind, als Lohn 8 bis 12 Mark pro Woche. Gleich elend sind die Löhne in den meisten übrigen Zweigen der Textilindustrie. Die geringe Wertung der weiblichen Arbeitskraft ermöglicht den Kapitalisten die Übertragung der Hungerlöhne der Hausindustrie in die Fabrik. Um diese elenden Löhne zu erreichen, opfert die Arbeiterin ihre Jugendkraft und nimmt frühzeitig dauernd Schaden an ihrer Gesundheit.

Aber diese Unglücksquelle für die Proletarier wird für die Kapitalisten zum sprudelnden Born goldenen Segens. Das in der Textilindustrie angelegte Aktienkapital verzinst sich im Jahre 1906 mit 9 1/2 Prozent. Gewinne von 800000 Mk. (Methner & Frahn, Landeshut i. Schl.), 564631 Mk. (Schleier, Greiß), 494700 Mk. (Mechanische Weberei Jittau), 1837000 Mk. (Zwirnerei, Heilbronn-Sonthem), 1488000 Mk. (Dollfuß, Elfaß) werden eingehemmt.

Die Gefahren der Textilindustrie für die in ihr beschäftigten Arbeiterinnen und Arbeiter sind hauptsächlich in der enormen Staubentwicklung und der Einseitigkeit und Einförmigkeit der Arbeit bei zu langem Arbeitstag und sich ständig steigender Intensität der Arbeit zu suchen. Der sich beim Spinnen aus der Rohbaumwolle entwickelnde Staub wird auf 17,5 Prozent berechnet. Einzelne Ärzte haben ihn sogar auf 50 Prozent veranschlagt. Aber noch weit größer als beim eigentlichen Spinnprozeß ist die Staubentwicklung während der Vorarbeiten. Diese Vorarbeiten, Krempeln, Strecken usw., werden ausschließlich von Arbeiterinnen verrichtet. Ein Blick in die Arbeitsräume genügt, um jedem Einseitigen die Gefährlichkeit dieser Arbeit erkennen zu lassen. Da findet man in den Krempelsälen fast nur ältere verheiratete Frauen. Sie gleichen während ihrer Arbeit wandelnden Baumwollsäulen. Vom Kopfe bis zum Fuße in weißen Staub gehüllt, geht die Frau von einer Maschine zur anderen und verrichtet ihr Werk. Von weißem Staub bedeckt sieht man in den Flyer sälen junge Frauen und Mädchen. Ähnlich bei der Verarbeitung von Streichgarn. Die Wolle wird in diesem Falle gefärbt verarbeitet. Zu dem Wollstaub gesellen sich noch Farbstoffsubstanzen. „Die Arbeiterinnen sind bleich, gedunsen, matt, die Menstruation ist gestört, Bronchialkatarrhe und Augenleiden sind eine gewöhnliche Erscheinung.“ Die Gesamtmenge der Staub- und Schwebefälle bei Verarbeitung des Flachses beträgt circa 75 Prozent. Große Mengen Staubes entwickeln sich auch in den Web sälen. Viele hundert Webstühle sind im Gang. Jeder einzelne Stuhl verarbeitet ständig viele tausend Fäden durcheinander. Ein Faden reißt sich immer an den anderen. Die notwendige Folge ist Staubentwicklung. In dieser staubgefüllten Atmosphäre atmet Tag für Tag, jahraus jahrein der in der Textilindustrie beschäftigte Proletarier. Dort, wo das Rohmaterial naß verarbeitet wird, kommen noch dazu üble Gerüche und Gase vom saulendem Garn. Wohl ermöglicht auch hierin die großartige Entwicklung der Technik ganz wesentliche Verminderung der Staubgefahren für den Arbeiter. Es gibt ein Menge Vorrichtungen, welche den Staubabzug in vielen Zweigen der Textilindustrie unterhalb jeder einzelnen Maschine ermöglichen. Mittels guter Ventilation kann ständig die schlechte im Arbeitsraum vorhandene Luft durch gute ersetzt werden. Aber alle diese Einrichtungen sind in der großen Mehrzahl unserer deutschen Fabriken nicht zu finden. Sie kosten Geld, und Geld gibt der Kapitalist im Interesse der Arbeiter nur aus, wenn dieses Interesse mit seinem eigenen zusammenfällt. Selbst das notwendige gründliche Reinigen der Arbeitsräume, die Schaffung von Fabrikbädern, die Schaffung von Wasch-, Ankleide- und Speiseräumen unterlassen in sehr vielen Fällen die Unternehmer. Berücksichtigt man neben der großen Staubentwicklung und dem Mangel hygienischer Vorkehrungen noch die Gleichförmigkeit der Arbeit, dann erkennt man den Wert des Gefasels der Bourgeoisie von der „leichten“ Arbeit der Arbeiterin in der Textilindustrie. Die

Spulerin, Hasplerin, Zwirnerin, Weiferin und Flyer in steht immer vor ihrer Maschine, wiederholt immer dieselben Bewegungen. Die Anlegerin geht ständig mit dem Wagen des Salfaktors hinein und heraus und knüpft mit den Fingern die zerrißenen Fäden. Die Bugerin und Stopferin und Ableserin neigt sich ununterbrochen, auf den Armen liegend, über ihren Tisch und säubert und stopft. Dieselbe einförmige Beschäftigung hat die Weberin. Immer werden nur die gleichen Muskelgruppen in Anspruch genommen. Dabei wird diese einförmige Beschäftigung immer intensiver. Immer schneller müssen die Finger knüpfen, jupfen und säubern. Erst hatten wir die Einstuhlweberin, dann kam die Zwei- und Dreistuhlweberin. Seit einigen Jahren hat der Kortropwebstuhl seinen Einzug gehalten. Eine Weberin bedient zwölf Webstühle.

Jetzt erkennen wir die Ursachen, die im kapitalistischen Zeitalter die Fabrik zur Geburtsstätte namenloser Leiden der Arbeiter und vor allem der Arbeiterinnen macht. Die Arbeiterin ermüdet und erkrankt früh. Rag sie das selbst in jungen Jahren noch nicht empfinden — sobald sie die Ehe eingeht, die Beschwerden des Wochenbettes, die Sorgen um den Hausstand sich einstellen und der Mangel an Nützlichem mehr als sonst sich fühlbar macht, dann tritt die früh geholtte Krankheit in die Erscheinung. Die Erkrankungen sind bei Frauen viel häufiger als bei Männern. Von 1000 Arbeitern erkrankten nach Schuler-Burckhardt:

In der Spinnerei	Männer	221,6
	Frauen	249,5
In der Weberei	Männer	202,7
	Frauen	334,4
In der Färberei und Bleicherei	Männer	278,7
	Frauen	315,8
In der Stickerie	Männer	302,0
	Frauen	332,0

Diese Angaben werden bestätigt durch die Krankenstatistik des Textilarbeiterverbandes. Erkrankungen der Unterleibs-, der Atmungs- und Verdauungsorgane sind am häufigsten. Das sind die Folgen der „leichten“ Fabrikarbeit für die Arbeiterin. Und neben den angeführten Schäden existieren noch tausend andere, welche die kapitalistische Lohnarbeit der Arbeiterklasse im allgemeinen und der Arbeiterin im besonderen zufügt. Diese Schäden können gemildert, die Lage der Arbeiterin kann gebessert, die kapitalistische Ausbeutung des Proletariats kann und muß schließlich beseitigt werden. Aber es kann nur geschehen durch Kampf. Der organisierte Kampf des organisierten Proletariats, das gemeinsame Ringen der Frauen und Männer ist die Voraussetzung. Mögen deshalb zu den 45 000 im Textilarbeiterverband organisierten Arbeiterinnen bald neue Tausende kommen. Möge jede einzelne Arbeiterin Agitatorin werden. Die Zahl der Arbeiterinnen wächst. Viele Tausende werden alljährlich aus agrarischen Gegenden, aus Posen, Galizien, Rußland, Böhmen usw., herbeigeholt. Noch nicht entkräftet und entnervt durch die „leichte“ Arbeit in der Fabrik, folgen sie den Lockungen der Unternehmer, und in kurzer Zeit empfinden sie die gleichen Schmerzen wie die anderen Arbeiterinnen. Sie alle müssen erkennen lernen, was ist. Suchen wir sie auf. Fordern wir sie auf, als Freunde, als Genossinnen und Genossen, als Kampfesgefährten und als Gleichinteressierte einzutreten in Reich und Glied. Überall in Deutschland, wo Textilarbeiterinnen und Arbeiter schaffen und leiden, da müssen sie sich zusammenfinden unter dem roten Banner des Verbandes deutscher Textilarbeiter!

G. Jäckel-Berlin.

Arbeiterinnen, tretet für die Verkürzung der Arbeitszeit ein!

Die Ausbeutung der Arbeiterinnen durch den Kapitalismus ist ein überaus trauriges Kapitel in der Geschichte unserer Zeit. Mit welch überschwenglichen Worten feiern die Dichter der herrschenden Klasse die „segenspendende Mission“ der Frauen. Die Frauen seien es, die erst wahre Schönheit und wahren Frieden in unser Leben bringen. Die Frauen seien es, die dem Manne das Heim traulich gestalten, in dem er sich von dem schweren Kampfe ums tägliche Brot ausruht, um am nächsten Tage mit frischen Kräften an sein Werk zu gehen. Die Frauen seien es, die sich mit unendlicher Liebe der Erziehung ihrer Kinder widmen, damit die heranwachsende Generation, was wir begonnen, mit gutem Erfolg weiterführen könne.

Wie viele Frauen sind aber in Wahrheit heute in der Lage, sich noch dieser ihrer segensreichen Mission hinzugeben? Nach den Feststellungen der Gewerbeaufsichtsbeamten beschäftigten im Jahre 1906 die Fabriken und die Betriebe, die den Fabriken in bezug auf den gesetzlichen Arbeiterschutz gleichgestellt sind:

4619 Mädchen unter 14 Jahren,
145325 Mädchen von 14 bis 16 Jahren,
1095899 Arbeiterinnen über 16 Jahren,
zus. 1245843 Arbeiterinnen gegenüber
4638812 männlichen Arbeitern in denselben Betrieben.

Hierzu kommen noch die vielen, vielen Mädchen und Frauen, die in der Landwirtschaft, in den Haushaltungen, in den industriellen Kleinbetrieben und in der Hausindustrie beschäftigt sind. Obgleich ihre Zahl nicht bekannt ist, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß auch diese Arbeit sehr vielen Mädchen und Frauen die Möglichkeit entzieht, sich der Fürsorge für ihre Familie zu widmen. Ja, wir sind bereits so weit, daß in einzelnen Industriezweigen mehr weibliche als männliche Arbeiter ausgebeutet werden.

Dies gilt namentlich für die Textilindustrie. Sie hat in ihren Fabriken das größte Heer von Arbeiterinnen vereinigt:

- 1845 Mädchen unter 14 Jahren,
- 47866 Mädchen von 14 bis 18 Jahren,
- 186230 Mädchen von 16 bis 21 Jahren,
- 261091 Frauen über 21 Jahren,
- zus. 447092 Arbeiterinnen gegenüber
- 400752 männlichen Arbeitern.

Alle diese Mädchen und Frauen müssen aus dem „traulichen Heim“ heraus in die staubigen, mit Lärm erfüllten Fabriken. Sie müssen von den Kindern fort an die Maschinen. Sie müssen Tag für Tag ihre aufreibende Arbeit verrichten, damit sie ihren Lebensunterhalt bestreiten können.

Aus ihrer Arbeit aber, die ihnen nur einen so kümmerlichen Lohn einbringt, ziehen die Textilbarone ihre Profite, häufen Reichtum auf Reichtum. Und für die Fabrikherren bleibt ein um so größerer Profit, die Unternehmer werden um so reicher, je mehr Arbeit die Arbeiterinnen leisten, je geringer ihr Lohn ist und je mehr überhaupt bei der Arbeit an Unkosten gespart wird. Kein Wunder, daß die Unternehmer ihre Arbeiterinnen zu immer mehr Arbeit antreiben, ihnen möglichst geringe Arbeitslöhne zahlen und die Unkosten für Einrichtungen zum Schutze der Arbeiterinnen möglichst zu „sparen“ suchen.

Die unvermeidliche Folge davon aber ist, daß die Arbeiterinnen in der rücksichtslosesten Weise ausbeutet werden, daß ihre körperliche und geistige Gesundheit auf der einen Seite durch das Übermaß von Arbeit in gesundheitsgefährlichen Verhältnissen, auf der anderen Seite durch ungenügende Ernährung und Erholung vor der Zeit aufgerieben wird. So herrschen auch in der Textilindustrie unerträgliche Mißstände. In den Palästen der Fabrikherren prunkt der Reichtum — bei den Arbeiterinnen ist die Not ständiger Gast. Die Fabrikherren können sich und ihrer Familie alle Segnungen der Kultur dienlich machen — die Arbeiterinnen werden durch die Entbehrungen aller Art dem Siechtum in die Arme getrieben.

Diese schändliche Ausbeutungswirtschaft darf nicht auf immer und ewig so weitergehen. Wenn nicht die Arbeiter entarten sollen, wenn nicht die Grundlage, auf der das Wohl der Gesamtheit ruht, untergraben werden soll, dann muß die Ausbeutung der Arbeiterinnen eingeschränkt, das Profitinteresse der Unternehmer durch das Lebensinteresse der Arbeiter und das Kulturinteresse der Gesamtheit zurückgedrängt werden.

Aus diesem Grunde erstreben die Arbeiterinnen die Verkürzung der täglichen Arbeitszeit. Die unnötige Verlängerung der Arbeitszeit bis zur Überanstrengung der Arbeiterinnen, bis zum vorzeitigen Aufreiben der Arbeitskraft muß unter allen Umständen unmöglich gemacht werden. Außerdem gehört den Arbeiterinnen die nötige Zeit zur Erholung sowie zur Beteiligung an den Kulturbestrebungen unserer Tage. Dies kann — wie zuletzt der sozialdemokratische Parteitag zu Dresden im Jahre 1903 einstimmig gefordert hat — dadurch erreicht werden, daß die tägliche Arbeitszeit für alle erwachsenen Arbeiterinnen auf 10 Stunden und dann möglichst bald auf 9, endlich auf 8 Stunden verkürzt wird. Für die jüngeren Mädchen muß die Arbeitszeit schon deshalb noch weiter verkürzt werden, weil ihre körperliche und geistige Kraft eine schwächere ist, außerdem aber auch, damit ihnen die nötige Zeit zu ihrer allgemeinen Ausbildung bleibt. Daher soll für ganz junge Mädchen eine tägliche Arbeitszeit von höchstens 4 Stunden zulässig sein, für die älteren Mädchen bis zu 18 Jahren eine solche von höchstens 6 Stunden. Je kürzer die Arbeitszeit ist, desto mehr Zeit soll zu der Ausbildung der Mädchen verwendet werden. Ein zweckmäßiger Fortbildungsunterricht ist einzurichten, der sich auch auf die Haushaltungsarbeiten, Gesundheitslehre und Säuglingspflege zu erstrecken hat.

Außerdem müssen die Arbeiterinnen mit allen solchen Arbeiten verschont werden, die ihnen nachteilig sein können. Dazu gehören die Überstundenarbeit, die Nachtarbeit und solche Arbeiten, die dem weiblichen Organismus besonders schädlich sind. Endlich muß der Sonnabendnachmittag von Arbeit frei bleiben, damit die Arbeiterinnen auch Zeit zur Beforgung ihrer eigenen Angelegenheiten haben.

Die gefeßliche Durchführung dieser Forderungen ist notwendig, um den Arbeiterinnen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen, um unsere Mädchen und Frauen an Körper und Geist gesund zu erhalten, damit sie auch in Wahrheit ihre „gegenwärtige Mission“ erfüllen, ihren Männern eine Hilfe und Stütze sein, gesunde Kinder erzeugen und sie zu tüchtigen Menschen erziehen können.

Die Verkürzung der Arbeitszeit hat aber noch weitere Folgen. Die Arbeiterinnen steigen aus ihrer gedrückten Lage empor. Sie gewinnen Kraft und Zeit, sich selbst aufzuklären und an der Aufklärung ihrer Mitarbeiterinnen mitzuwirken. Sie erlangen das volle Verständnis für die Aufgaben unserer Zeit, für die Notwendigkeit der Organisation, für das Ziel des Klassenkampfes. Sie schließen sich immer mehr ihren Organisationen an und helfen mit, sie immer besser auszubauen. Und durch den Druck ihrer Organisationen erzwingen sie von der herrschenden Klasse auch höhere Löhne und die Verbesserung aller übrigen Arbeits- und Lebensbedingungen.

Daher ist es die Pflicht einer jeden Arbeiterin, mit allen Kräften für die Verkürzung der Arbeitszeit einzutreten. Je mehr Arbeiterinnen sich uns anschließen, je eifriger jede einzelne Arbeiterin für unsere Forderungen agitiert, desto eher erreichen wir die Verkürzung der Arbeitszeit.

Sanau a. M.

Gustav Hoch.

Leistungen des Textilarbeiterverbandes für die weiblichen Mitglieder.

Die Textilindustrie ist nächst der Konfektion von allen größeren Industrien diejenige, welche der Zahl nach wie verhältnismäßig die meisten weiblichen Arbeitskräfte beschäftigt. Nach der letzten Berufszählung waren 1895 von 993 257 in der Textilindustrie beschäftigten Personen 455 595 weiblichen Geschlechtes. Bis heute ist die Zahl der Arbeiterinnen jedoch erheblich gestiegen, so daß jetzt mehr weibliche als männliche Personen in der Textilindustrie ihr Brot suchen. Die gewaltige Rolle, welche die weibliche Arbeitskraft hier spielt, bedingt es, daß an allen Lohnbewegungen eine große Anzahl Arbeiterinnen beteiligt sind. Der Organisationsgedanke dringt zwar langsam, aber doch unaufhaltsam in immer weitere Reihen unserer Arbeiterinnen. Vieler und mühsamer Arbeit hat es bedurft, damit er unter ihnen festen Fuß zu fassen begann, und wir können anerkennen, daß die Herren Unternehmer durch ihre prophanen und rigorosen Aussperrungen die Organisationsarbeit wesentlich beschleunigt haben. Wie der Zusammenschluß der Arbeiterinnen sich innerhalb des Textilarbeiterverbandes vollzogen hat, ist aus folgenden Zahlen ersichtlich. Der Verband hatte weibliche Mitglieder:

Jahr	weibl. Mitglieder	Jahr	weibl. Mitglieder
1898	3750	1903	13 998
1900	6892	1904	13 171
1901	4288	1905	25 940
1902	7412	1906	41 806

Am Schlusse des ersten Quartals 1907 zählte der Verband 118 133 Mitglieder, darunter befanden sich 43 250 Arbeiterinnen. Mehr als ein Drittel der gesamten Mitgliedschaft wird also zurzeit von Frauen und Mädchen gebildet. Mit Ausnahme der beiden Jahre 1901 und 1904, wo Rückschläge eintraten, ist die Organisation der Arbeiterinnen stetig vorwärts geschritten. Viel Arbeit ist aber noch zu leisten, um die große Masse der Textilarbeiterinnen ihrer Gewerkschaft zuzuführen, denn erst der erste Teil oder rund 9 Prozent derselben sind organisiert. Immer aufs neue muß ihnen daher zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie ihren Stützpunkt in der Organisation suchen müssen, wenn sie sich nicht der schrankenlosen Ausbeutung durch den Unternehmer unterwerfen wollen.

Was die Organisation für die Arbeiterin leistet, ist schon aus den gezahlten Unterstützungen zu ersehen. Weibliche Mitglieder erhielten im Jahre 1905 Kranken- und Wöchnerinnenunterstützung:

	Weibliche Mitglieder	Zahl der Kranken Mitglieder	Unterstützung Mark
1. Quartal . .	16 000	1050	8630
2. „ . . .	19 000	905	8250
3. „ . . .	21 800	943	8700
4. „ . . .	25 900	981	9150

Der Verband gewährte somit in einem Jahre insgesamt 3879 weiblichen Mitgliedern 34 730 Mk. Kranken- und Wöchnerinnenunterstützung. Auch die Vorteile anderer Unterstützungsanstalten, so zum Beispiel für Reise und Anzug, kommen den Arbeiterinnen zugute. In verschiedenen Zweigen der Textilindustrie, besonders in der Jutespinnerei und -weberei müssen die Arbeiterinnen häufig dem Brot nachziehen und den Wohnort wechseln. Sie empfinden dann die Reiseunterstützung sehr angenehm. Die Haupttätigkeit der Organisation ist aber darauf gerichtet, die Arbeitsverhältnisse und damit die Lebensbedingungen der Textilarbeiterin zu verbessern. Zu diesem Zwecke muß sie den wirtschaftlichen Kampf gegen die Unternehmer führen. In diesem Kampf sind aber naturgemäß die Arbeiterinnen in großer Zahl beteiligt, denn sie haben ja eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen besonders nötig.

An den Lohnbewegungen, die im Jahre 1906 geführt wurden und ohne Streik beendet werden konnten, waren 43 470 Arbeiterinnen beteiligt. Dank dieser Lohnbewegungen gewannen 40 048 Arbeiterinnen ohne Streik eine Verkürzung der Arbeitszeit um 119 000 Stunden wöchentlich, das macht für jede Arbeiterin drei Stunden die Woche aus. Die gleichen Bewegungen brachten für 30 127 Arbeiterinnen eine Lohnerhöhung von zusammen 39 500 Mk. wöchentlich, das ist für jede Arbeiterin 1,31 Mk. die Woche.

An Streiks und Aussperrungen waren im Jahre 1906 10 508 Arbeiterinnen beteiligt. Die Streiks erzielten für 2850 Arbeiterinnen eine Verkürzung der Arbeitszeit von 10 715 Stunden wöchentlich, für jede Beteiligte 4 1/2 Stunden die Woche. Sie ergaben für 4829 Arbeiterinnen eine Lohnerhöhung von 6200 Mk. wöchentlich, für jede Beteiligte 1,26 Mk. An den Streiks und Lohnbewegungen nahmen zusammen 53 973 Arbeiterinnen teil, und der Textilarbeiterverband vorausgabte 151 160 Mk., um die streikenden Arbeiterinnen zu unterstützen. Er hat die Textilindustriellen gezwungen, auf 129 715 Arbeitsstunden von Frauen und Mädchen zu verzichten und 45 700 Mk. mehr Arbeitslohn wöchentlich an Arbeiterinnen auszugeben. In der Textilindustrie leiden die Frauen und Mädchen ganz besonders hart unter langer Arbeitszeit und niedriger Entlohnung. Sie sollten deshalb auch besonders schämen lernen, wie viel sie dem Verband verdanken, und wie sehr sie auf ihn angewiesen sind, wenn sie ein wenig Licht und Wärme in ihr Leben bringen wollen.

Andere Tatsachen noch als die angeführten beweisen das ebenfalls. Der Textilarbeiterverband hat im Juli dieses Jahres eine Kranken- und Arbeitslosenstatistik aufgenommen. Sie ergab, daß die Arbeitslosigkeit bei den Arbeiterinnen eine wesentlich höhere war als bei den Männern. Von 71 männlichen Mitgliedern des Verbandes war eines arbeits-

los, dagegen entfiel schon auf 33 weibliche Mitglieder eine arbeitslose Kollegin. Die größere Zahl der weiblichen Arbeitslosen erklärt sich wie folgt. Es sind in vielen Betrieben, besonders in der Weberei, Mann und Frau zusammen beschäftigt. Tritt nun flauer Geschäftsgang ein, so sehen zunächst die verheirateten Frauen die Arbeit aus, um dadurch möglichst die Entlassung der Männer zu verhindern. Aber die Arbeitslosigkeit ist ein böser Gast in der Arbeiterfamilie. Sie bedeutet weniger Brot, manchmal den Hunger. Die Arbeitslosenunterstützung, die der Textilarbeiterverband jedenfalls im nächsten Jahre einführt, wird manche bittere Sorge der Arbeiterinnen erleichtern und außerdem auch ein Mittel sein, ihre Kampfstellung zu stärken. Die gegen die schlimmste Not geküßte Arbeiterin wird nicht so leicht Arbeit annehmen, von der sie weiß, daß sie dabei nicht das Salz zum Brot verdient.

Wie dringend gerade die Textilarbeiterinnen des Schutzes der Organisation und ihres Eintretens für bessere Arbeitsbedingungen bedürfen, das zeigt recht deutlich die Krankheitsstatistik, denn sie spiegelt die erschreckenden Folgen wieder, welche die schrankenlose Ausbeutung der weiblichen Arbeitskraft zeitigt. Von 38 911 weiblichen Mitgliedern des Verbandes, welche die betreffenden Fragearten beantwortet hatten, waren 2143 infolge von Krankheit arbeitsunfähig. Es kam somit auf rund 18 weibliche Mitglieder ein krankes. Von 64 399 männlichen Mitgliedern waren 1298 krank, das heißt auf 49 Mitglieder eines. Während also die organisierten Arbeiter 2 Prozent Kranke zählten, hatten die Arbeiterinnen deren 5 1/2 Prozent, also annähernd dreimal soviel. Wer die Arbeiterverhältnisse in der Textilindustrie kennt, wer da weiß, wie gerade die Textilbarone sich hartnäckig weigern, die Arbeitszeit zu verkürzen und die niedrigen Löhne aufzubessern: der wird sich über diese furchtbaren Zahlen nicht wundern. Frühzeitig muß die Arbeiterin unter allerhand Krankheiten zusammenbrechen, solange nicht die Arbeitsbedingungen durchgreifend verbessert werden, wie dies der Textilarbeiterverband erstrebt. Es ist daher selbstverständliche Pflicht der organisierten Textilarbeiter, unermüdet dafür einzutreten, daß auch die Arbeiterinnen sich der Organisation anschließen. Aber auch die Arbeiter aller anderen Gewerbe haben ein Interesse daran, in dieser Beziehung aufklärend zu wirken. In der Textilindustrie sind viele Frauen und Töchter von Maurern, Holzarbeitern, Metallarbeitern usw. beschäftigt. Es kann diesen Arbeitern nicht gleichgültig sein, ob ihre Frauen sich dank der Organisation bessere Lebensbedingungen erringen oder frühzeitig durch maßlose Ausbeutung zugrunde gerichtet werden. Ein weites und dankbares Tätigkeitsfeld steht auch den Genossinnen unter den Textilarbeiterinnen offen. Diesen Ausgebeuteten die Segnungen der gewerkschaftlichen Organisation zu bringen, muß eine ihrer wichtigsten Aufgaben sein. Der Textilarbeiterverband wird sich jederzeit redlich angelegen sein lassen, die Arbeiterinnen für den Gedanken der Organisation zu gewinnen und diese selbst so auszugestalten, daß sie die Interessen und Rechte der Frauen und Mädchen mit Nachdruck und Erfolg zu verteidigen vermag. C. H.

Schularztberichte.

Von Dr. Jadel.

II.

Schon bei der Beantwortung der Hauptfrage: Wieviel Kinder ein Schularzt zu versorgen hat? stoßen wir infolge der oben erwähnten Ungleichheit in den Berichten auf Schwierigkeiten. In einem Teil der Berichte finden sich darüber überhaupt keine Zahlen, in einem anderen wird wohl die Zahl der Schulen, aber nicht die der Kinder angegeben. In Braunschweig sind 10 Schularzte für 10 Bürgerschulen, 2 Hilfs- und 3 katholische Schulen tätig, so daß nach meiner Berechnung durchschnittlich 1356 Kinder auf einen Arzt kommen. In Wülheim a. Rh. entfallen durchschnittlich 1920, in Frankfurt a. M. 1500 bis 1600, in Offenbach a. M. 1500, in Bräun 1546, in Nürnberg (15 Schularzte) über 2500, in Berlin (36 Schularzte) durchschnittlich 6257 Kinder auf jeden Arzt. Man sieht, wie groß die Differenz zwischen den verschiedenen Städten ist, wie unvorteilhaft insbesondere Berlin von allen übrigen absticht: drei- bis viermal soviel Kinder hat ein Berliner Schularzt zu versehen als seine Kollegen im Reiche, hauptsächlich in Süddeutschland. Das ist ein derartiges Mißverhältnis, eine derartige Überbürdung des einzelnen, daß darunter die schulärztlichen Aufgaben unbedingt leiden müssen — in welcher Weise, werden wir weiter unten sehen. Um so mehr ist es anzuerkennen, wenn eine Reihe Berliner Schularzte neben der Erledigung ihres vorgeschriebenen Dienstes Zeit finden, sich in Sonderuntersuchungen zu vertiefen. Anderswo, wo die Verhältnisse bei weitem günstiger liegen, klagen schon die Schularzte, daß sie ihren Aufgaben nicht in dem Maße gerecht werden können, als es erforderlich wäre und ihren Wünschen entspräche. In Elmshorn, wo anfänglich halbjährliche Untersuchungen sämtlicher Schulkinder geplant waren, ist man bereits davon zurückgekommen und begnügt sich mit der einmaligen Untersuchung der Einzelschulenden und der Abhaltung von schulärztlichen Sprechstunden für die (von den Lehrern) krank befundenen Schüler. In Darmstadt besteht die Schularzteinrichtung nunmehr acht Jahre lang, so daß mit dem Berichtsjahr zum erstenmal Schüler zur Entlassung kamen, welche die ganze Schulzeit unter ärztlicher Aufsicht standen. Neben einer eingehenden Untersuchung bei der Aufnahme in die Schule wird eine ebensolche im dritten, fünften und achten Schuljahr vorgenommen. In dem trefflichen Bericht aus Darmstadt heißt

es: „In der dem Schularzt vorgeschriebenen Besuchszeit ist es unmöglich, alljährlich sämtliche Klassen einer für die Morbiditätsstatistik verwertbaren Untersuchung zu unterziehen.“ Dementsprechend enthält der Darmstädter Bericht statistisches Material nur über die Hälfte aller Volksschulen, die Bezirksschule, 2 Mittelschulen, 3 Knaben- und 3 Mädchenschulen. Das Ergebnis der Untersuchung der Schulanfänger stellt sich zahlenmäßig bei Unterscheidung der Konstitution (des allgemeinen Gesundheitszustandes) nach 3 Noten als gut, mittel und schlecht folgendermaßen dar:

Der Gesundheitszustand der Schulanfänger war

im Schuljahr	gut mittel schlecht		
	in den Volksschulen		
1903/04 bei . . .	35,72 %	60,88 %	3,88 %
1904/05 „ . . .	37,54 %	59,71 %	2,75 %
1905/06 „ . . .	40,32 %	57,08 %	2,66 %
in der Bezirksschule			
1905/06 „ . . .	42,7 %	54,7 %	2,6 %
in den Mittelschulen			
1905/06 „ . . .	41,42 %	56,06 %	2,61 %

Aus diesen Zahlen scheint hervorzugehen, daß in den Jahren 1903 bis 1906 der Gesundheitszustand der Volksschulanfänger in Darmstadt sich bereits auffallend gebessert hat: schlecht war er 1903/04 noch bei fast 34 von 1000, 1905/06 nur noch bei 26 1/2, gut dagegen 1903/04 nur bei 357, 1905/06 aber bei 408 von 1000. Weiterhin ist der Gesundheitszustand der Mittelschulanfänger und besonders der Bezirksschulanfänger besser als der in die Volksschule Eintretenden (weil sie besser situiert sind?). Nach dem schlecht unterschieden, ergeben sich für die Bezirks- und Mittelschulen folgende Zahlen:

Der Gesundheitszustand war

	gut mittel schlecht		
		in der Bezirksschule	
bei 42,7 % Knaben	55,5 % Knaben	1,8 % Knaben	
„ 42,7 % Mädchen	53,9 % Mädchen	3,4 % Mädchen	
in den Mittelschulen			
bei 43,32 % Knaben	54,32 % Knaben	2,06 % Knaben	
„ 39,52 % Mädchen	57,3 % Mädchen	3,17 % Mädchen	

In den Darmstädter (Mittel- und Bezirks-) Schulen ist die Prozentzahl der Mädchen mit schlechter Konstitution bei der Aufnahme erheblich größer als die der Knaben, ein Satz, den wir, mit Ausnahme von Frankfurt a. M., auch anderwärts bestätigt finden — insbesondere lesen wir wiederholt, daß die Blutarmut bei den Mädchen viel häufiger ist als bei den Knaben.

In Nürnberg war die Konstitution der Schulanfänger

	gut mittel schlecht		
		in den Volksschulen	
bei 34,08 %	62,39 %	3,52 %	und zwar
„ 34,8 % Knaben	61,86 % Knaben	3,34 % Knaben	
„ 33,5 % Mädchen	62,78 % Mädchen	3,72 % Mädchen	
in der höheren Mädchenschule			
bei 47,77 %	50,96 %	1,27 %	

In Frankfurt a. M.

	gut mittel schlecht		
		in den Bürgerschulen	
bei 33,6 %	60,8 %	5,6 %	und zwar
„ 31,9 % Knaben	62,1 % Knaben	6 % Knaben	
„ 35,3 % Mädchen	59,4 % Mädchen	5,3 % Mädchen	
in der Mittelschule			
bei 53 %	46,3 %	0,7 %	

In Offenbach a. M.

	gut mittel schlecht		
bei 26,4 %	65,6 %	8 %	

In Braunschweig

	gut mittel schlecht		
bei 42,8 %	48,4 %	8,8 %	

In Magdeburg

	gut mittel schlecht		
bei 54,2 %	41,8 %	4,05 %	

In Mülheim a. Rh.

	gut mittel schlecht		
bei 45,7 %	— %	— %	

In Bernburg

	gut mittel schlecht		
		in den Volksschulen	
bei — %	— %	0,8 bis 2,3 %	
in den Mittelschulen			
bei — %	— %	2 bis 2,2 %	

In Brünn (Österreich)

	gut mittel schlecht		
bei 78,02 %	26,42 %	0,56 %	und zwar
„ 75,28 % Knaben	24,23 % Knaben	0,49 % Knaben	
„ 70,89 % Mädchen	28,5 % Mädchen	0,61 % Mädchen	

Bemerkenswert sind auch die in Nürnberg, Frankfurt a. M. und Bernburg erwiezenen Unterschiede zwischen den Zahlen der (besser situierten) Mittelschulanfänger respektive in die höhere Lächterschule Eintretenden und der Volks- respektive Bürgerschüler; in Frankfurt a. M. war der Prozentsatz der schlecht konstituierten bei den Bürgerschülern achtmal so groß als bei den Mittelschülern; auffallend weiter die schlechten Gesundheitszahlen in Offenbach a. M. und Braunschweig und die überaus günstigen in Brünn.

Aberhaupt sind die Unterschiede, zum Beispiel in der Rubrik unter „guter Konstitution“, in den verschiedenen Städten so erheblich — in Offenbach kaum mehr als 1/4, in Frankfurt, Nürnberg usw. 1/3 bis zu über 1/2 sämtlicher Volksschulanfänger in Magdeburg und fast 1/2 in Brünn —, daß man zu der Ansicht kommen muß, der verschiedene Maßstab für die Beurteilung der Konstitution seitens der Schularzte, insbesondere verschiedene Städte, sei die Ursache für diese Differenzen.

Es geht eben mit solchen mehr oder weniger willkürlichen Beurteilungen des Gesundheitszustandes ähnlich wie mit der Beurteilung der Gesamtleistungen seitens verschiedener Lehrer und der darauf hin erteilten Noten: sie sind viel zu sehr von dem subjektiven Ermessen des einzelnen abhängig, um absoluten Wert beanspruchen zu können.

Dieser Gesichtspunkt hat wohl in Berlin und anderwärts (zum Beispiel in Mannheim) dazu geführt, von einer solchen Klassifizierung ganz abzusehen und statt dessen die nachweisbaren Krankheitszustände bei den zur Einschulung Untersuchten einfach zu registrieren, ein Verfahren, das sicherlich den Vorzug vor jenen Abschätzungen und Einschachtelungen in drei Rubriken verdient. Es kamen zur Einschulung 32 902 Kinder und wurden von jedem Schularzt dabei untersucht durchschnittlich 848 (niedrigste Zahl 464, höchste 1410). Die letztere Zahl, das Dreifache der niedrigsten, erscheint uns viel zu groß für eine einigermaßen genaue Untersuchung. Rechnen wir auch nur 10 Minuten durchschnittlich für eine solche Untersuchung,* so kommen wir schon auf eine Gesamtzeit von 235 Stunden, bei täglich zur Verfügung stehenden 4 Stunden über zwei Monate lang — allein für die Untersuchung der Neueinzuschulenden. Von den Untersuchten wurden als untauglich zurück gestellt 3056, das ist 9,3 Prozent gegen 8,5 Prozent im vorausgegangenen Jahre. Diese Prozentziffer dürfte etwa in Vergleich zu stellen sein mit den unter der Rubrik: „schlechte Konstitution“ in den übrigen Städten aufgeführten — eine gewiß hohe Ziffer.

Bei der Musterung der 32 902 Schulkinder in Berlin fanden sich

- bei 2019 = 6,1 % ungenügender Kräftezustand (Blutarmut),
- „ 1138 = 3,8 % Skrofulo- und (Knochen- oder Lungen-) Tuberkulose,
- „ 627 = 1,9 % Herzleiden,
- „ 366 = 1,1 % Nervenleiden,
- „ 67 = 0,2 % Idiotie,
- „ 568 = 1,7 % geistige Minderwertigkeit,
- „ 486 = 1,4 % Sprachstörungen,
- „ 928 = 2,8 % Nasen-, Rachenleiden,
- „ 913 = 2,8 % Augenleiden,
- „ 753 = 2,3 % Ohrenleiden,
- „ 633 = 1,9 % Verkrümmungen der Wirbelsäule etc.

Im ganzen wiesen 10 891 Kinder = 31,6 Prozent (in Nürnberg noch mehr, nämlich 48,18 Prozent der Knaben und 51,82 Prozent der Mädchen) körperliche oder geistige Fehler oder Krankheiten auf; nach Abzug der (über ein Jahr?) zurückgestellten verblieben 7336, das ist 22,3 Prozent (in Braunschweig 396 = 29,2 Prozent) der Neueingeschulten, die in sogenannter Überwachung genommen wurden. Im ganzen standen während des Berichtsjahres 29 622 = 18 Prozent aller Kinder in Überwachung der Schularzte, so daß jeder Arzt durchschnittlich 823 Kinder zu überwachen hatte (gegen 673 im Vorjahr). Auch diese Zahl erscheint viel zu hoch, wenn man voraussetzt, daß der Schularzt, um diese ärztliche Überwachung gewissenhaft durchzuführen, doch die Schüler mehrmals im Jahre zu besichtigen respektive zu untersuchen, zu messen, zu wiegen, zum Teil ihre geistigen Fähigkeiten, ihre Sinnesorgane usw. erneut zu prüfen und den Befund auf den Gesundheitszustand jedes einzelnen Kindes zu vermerken hat.

Soziale Gegensätze in der Augsburger Textilindustrie.

„Soziale Gegensätze“ betitelt sich eine kleine Broschüre, die vom Zentralvorstand des Deutschen Textilarbeiterverbandes herausgegeben worden ist. In dieser Broschüre werden die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Augsburger Textilindustrie geschildert. Desgleichen bringt das Büchlein Material über den Profit, den die Arbeiterchaft den Textilbaronen abwirft. Wer sich über die Augsburger Verhältnisse unterrichten will, dem sei diese kleine Schrift zum Studium empfohlen.

Es heißt da eingangs: „Es gibt für Augsburg keine andere Entwicklung als diejenige durch Arbeit!“ So sagte einst ein hervorragender Augsburger Industrieller. Wie recht dieser hat, zeigt sich in jeder Beziehung. Der Verfasser der Broschüre weist darauf hin, wie Augsburg ehemals berühmt war durch sein Gewerbe und seine Kunst. Von seinen mächtigen Zünften war die Weberei einst eine der mächtigsten. Im Jahre 1466 zählte sie bereits 748 Meister, im Jahre 1600 zirka 2900 Meister mit 8500 Gesellen, überhaupt 11 031 in der Weberei beschäftigte Personen, die auf 3670 Webstühlen jährlich nahezu eine halbe Million Stücke Leinwand fertigten.

Die Blüte der Leinweberei brachte auch die Entwicklung von Bleichereien, Färbereien und Handdrückereien mit sich. Augsburg hatte damals seinen wirtschaftlichen Höhepunkt erreicht. Mit dem Dreißigjährigen Kriege ging es infolge der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands immer mehr bergab. Die neuerliche Entwicklung datiert erst seit noch nicht ganz 100 Jahren.

* Dabei sind nicht nur Brust und Bauchorgane, Nase und Halsorgane, Auge und Ohr, Haut und Haare, Muskel- und Nervensystem, Brustkorb, Wirbelsäule und Extremitäten zu untersuchen, sondern auch die unter Umständen recht schwierige Untersuchung der geistigen Fähigkeiten vorzunehmen, die Vorgeschichte des Kindes, familiäre Belastung, überhandene Krankheiten, häusliche Verhältnisse usw. zu ermitteln. In Mannheim wird die Musterung der Schulkinder sogar auf drei Termine verteilt, in dem ersten wird die Unterscheidung der mangelhaft Entwickelten und anstehend Kranken vorgenommen, im zweiten Körpergewicht, Größe und Atmung festgestellt, im dritten Sehschärfe und Gehör geprüft.

Heute nimmt Augsburg infolge seiner großen Industrien wieder eine geachtete Stellung im Wirtschaftsleben ein. Man hat den Wert der Arbeit dort sehr wohl zu schätzen gewußt. Die Unternehmer verstanden es, aus dem Profit, den gering entlohnte Arbeiter aufhäufen, ihr Kapital zu vermehren, ja zu vervielfachen. Insbesondere war es die Textilindustrie, die viele Millionäre schuf. Die Fabriken wuchsen und vermehren sich, die Kapitalien wuchsen, Reserven werden massenhaft angehäuft, damit die Aktionäre in kommenden mageren Jahren nicht hungern müssen. Prachtvolle Villen entstehen, und an den schönsten Plätzen in der Umgebung erheben sich großartige Schlösser, die zum Sommeraufenthalt der Fabrikbesitzer dienen. Kostbare Equipagen, galonierte Diener und reiche Toiletten, deren eine allein für einen Arbeiter ein Vermögen darstellen würde, kann man sehen. Bei Fürsten- und Prinzenempfangen, bei Geburts- und Namensfesten nationaler Potentaten wird der Glanz und Reichtum der Geldpyramiden bei prunkhaften Festgelagen gezeigt. Alles dies wird bezahlt aus den Riesenprofiten, die hauptsächlich die Textilindustrie abwirft.

Woher kommen nun aber diese Profite, wer schafft sie? Einige Zahlen mögen veranschaulichen, woher der Reichtum kommt, und wer diejenigen sind, aus deren Knochen die kolossalen Überschüsse herausgesunden werden. Die Färberei, Bleicherei und Appreturanstalt vorm. Prinz Nachf. erzielte einen Reingewinn nach allen Abschreibungen von 101 083 M. bei 325 Arbeitern. Jeder Arbeiter hat also 311 M. Mehrwert in einem Jahre erarbeitet; die Spinnerei und Weberei Haunstetten bei Augsburg ergab bei 800 Arbeitskräften 312 127 M., das ist pro Arbeitskraft 390 M. Mehrwert; die Spinnerei am Senlebach 113 565 M. bei 286 Arbeitern, pro Arbeiter 397 M. Mehrwert. Die Kammgarnspinnerei Augsburg 615 666 M. bei 1410 Arbeitern, pro Arbeiter 436 M. Mehrwert; die Nähfadensfabrik Augsburg vorm. Bartl 124 562 M. bei 290 Arbeitern, pro Arbeiter 445 M. Mehrwert; die Mechanische Baumwollspinnerei und Weberei Augsburg 1 590 375 M. bei 3000 Arbeitern, pro Arbeiter 530 M. Mehrwert; die Baumwollspinnerei Augsburg 278 768 M. bei 468 Arbeitern, pro Arbeiter 595 M. Mehrwert; die Baumwollspinnerei am Stadtbach 992 687 M. bei 1131 Arbeitern, pro Arbeiter 895 M. Mehrwert; die Mechanische Weberei am Mühlbach 409 907 M. bei 450 Arbeitern, pro Arbeiter 911 M. Mehrwert; die Zwirn- und Nähfadensfabrik Söggingen bei Augsburg 965 684 M. bei 900 Arbeitern, pro Arbeiter 1073 M. Mehrwert. Verschiedene andere Firmen werden in bezug auf ihre Reingewinne gewiß auch nicht zurückstehen. Bei den vorstehend benannten Firmen sind 10 422 Arbeiter beschäftigt, darunter 6115 weibliche und 1224 jugendliche.

Die liberalen, so ist auch in der Augsburger Textilindustrie die Technik außerordentlich vervollkommen worden. Die Leistungsfähigkeit des einzelnen Arbeiters wurde auf das Äußerste gesteigert. Bei Arbeitsprozessen in Färbereien, Rauhereien, Appreturen und dergleichen, wo früher 5 bis 6 und mehr Arbeiter verwendet wurden, finden heute nur noch die Hälfte Beschäftigung. Die Spindelzahl, die der einzelne Spinnereiarbeiter auf Drossel und Selfaktor zu versehen hat, wurde im Laufe der Jahre verdoppelt und verdreifacht. Ein Spinner oder Anseher versteht heute beispielsweise bis zu 1050 Spindeln, gegen 500 bis 600 noch am Ende der achtziger Jahre. In den Rohwebereien ist man von dem Zweistuhlssystem schon längst abgelommen. Meist werden sogar von Frauen 3 bis 4 Stühle bedient. 5 bis 6 Stühle mit Automatorrichtung werden von einem Arbeiter versehen, von Northropstühlen werden 6 doppelbreite oder 14 schmale von einem männlichen, 10 bis 12 schmale Stühle von einem weiblichen Arbeiter bedient. Dieselbe Steigerung der Arbeitsleistung findet sich auch in den Zwirn- und Nähfadensfabriken. Dabei herrscht allgemein noch obendrein, trotz Akkord und niedriger Löhne, ein Antreibesystem, das fremde Arbeiter als einzig daselbst bezeichnen.

Aber trotz der gewaltig gesteigerten Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte, trotz der Riesenprofite der Unternehmer ist keine Verbesserung der Lage der Arbeiter zu bemerken. Im Gegenteil, das Trachten der Kapitalisten geht dahin, noch billiger zu produzieren. Sie suchen die männliche Arbeitskraft möglichst durch weibliche und jugendliche zu ersetzen. So konstatiert der Bericht der Fabrikinspektion für Schwaben und Neuburg zwar auch eine kleine Zunahme der männlichen Arbeiter, doch übertrifft die Zunahme der weiblichen und jugendlichen Arbeiter alles bisher Dagewesene. In demselben Bericht heißt es dann unter anderem weiter: „Obgleich der wirtschaftliche Aufschwung der letzten Jahre auch eine Steigerung der Löhne in den einzelnen Industriezweigen zur Folge hatte, so dürfte doch kaum dementsprechend die Lebensweise der Arbeiterchaft sich gebessert haben.“ Die Lage der Arbeiterchaft kennzeichnet eine Notiz im Amtsblatt des Borortes Haunstetten, welche lautete: „Arbeitsuchende Kinder. Vom Lehrpersonal der Volksschule wurde ein Verzeichnis derjenigen Schulkinder zusammengestellt, die sich während der Sommerferien bei hiesigen Bewohnern zu kleineren Haus- und Feldarbeiten an den Nachmittagen verwenden lassen.“ Es sind aufgeführt: 5 Feiertagskinder von 13 Jahren, 14 Werktagsschüler von 12 Jahren und 11 Werktagsschüler von 11 Jahren. In Summa 30 Schüler. „Das vollständige Verzeichnis kann im Aushängelasten des hiesigen Rathauses jederzeit eingesehen werden.“ Nach unserer Feststellung waren diese Kinder ausnahmslos Kinder von Textilarbeitern. Ein Zeichen, in welcher roßigen Verhältnissen die Textilarbeiter leben! Auf der einen Seite Riesenprofite und auf der anderen Seite die bitterste Armut, so will es die kapitalistische Gesellschaft.

Bei den Löhnen, die gezahlt werden, ist es den Textilproletariern nicht möglich, ein menschenwürdiges Dasein zu führen.

Entweder müssen die Kinder mitarbeiten oder sie gehen betteln. Jugendliche Arbeiter erhalten 0,80 bis 1 Mk. Anfangslohn, Frauen 1,00 bis 1,60 Mk. pro Tag. In den Spinnereien und in einzelnen Abteilungen der Nähfabriken können die Arbeiterinnen bei angestrengtester Tätigkeit auf 2 bis 2,20 Mk. kommen. Der Lohn eines Spinners beträgt 2,70 bis 4 Mk. Die Anseher erhalten hiervon 50 bis 60 Prozent. Weber bringen es auf 2 bis 3 Mk. Tagelohn. Einzelne höhere Löhne sind allerdings überall noch zu verzeichnen, dafür aber auch noch viel niedrigere als angeführt. In der Weberei am Fichtelbach ist es nichts Seltenes, daß auf 4 Stühlen gleich partiellweise von alten Webern und Weberinnen nur ein Durchschnittslohn von sage und schreibe 1,80 Mk. täglich verdient wird. Bei Martini, Kattunfabrik Augsburg, und vorm. Prinz Nachf., Augsburg-Lochhausen, werden ungelernete Arbeiter mit 18 und 20 Jahren, auch wenn sie kräftig gebaut sind, mit 1,80 bis 2 Mk. Tagelohn eingestellt. Ältere Arbeiter erhalten 2,20 bis 2,30 Mk., Vorarbeiter haben 26 bis 28 Pf. Stundenlohn. Bemühen sich die Arbeiter, höhere Löhne zu erhalten, dann werden sie gemäßregelt. Das Kapital macht seinen Besitzer zum reißenden Tier, alle Menschlichkeit wird durch die Jagd nach Profit vernichtet.

Man muß staunen, wie da noch Arbeiter behaupten können, es gäbe eine Harmonie zwischen Kapital und Arbeit. Aber solche Arbeiter sind vorhanden, gerade die Augsburger Textilarbeiter gehören zumeist den christlichen und den gelben Gewerkschaften an, Vereinen, die von Unternehmern ins Leben gerufen wurden, um die freien Gewerkschaften lahmzulegen. Die Arbeiter, die sich den gelben Gewerkschaften anschließen, machen sich zu Hörigen der Unternehmer; sie werden ausgespielt gegen die ziel- und klassenbewußte Arbeiterschaft. Aber auch diese Arbeiter werden, das kann heute schon mit Bestimmtheit gesagt werden, durch die trüben Erfahrungen, die sie sammeln, schließlich zu der Überzeugung kommen, daß ihnen das Fell über die Ohren gezogen wird. Es gibt nur einen Weg zur Verbesserung der Verhältnisse: alle Arbeiter und Arbeiterinnen müssen sich vereinigen und gemeinsam den Kampf gegen Ausbeutung und Unterdrückung führen. Dann erreichen sie auch das Ziel, das aller Ausbeutung und Unterdrückung ein Ende setzt: die Abschaffung der kapitalistischen Produktion. Marie Greisenberg.

Aus der Bewegung.

Genossinnen! Sorgt für eine gute Beschickung der wichtigen Außerordentlichen Frauenkonferenz zu Berlin.

Von der Agitation. Eine Agitation im Vogtland und in Oberfranken veranstaltete der Deutsche Textilarbeiterverband, um die vielen ihm noch fernstehenden Textilarbeiter und -arbeiterinnen zu gewinnen. Versammlungen fanden statt in Reichenbach, Wildenfels, Kirchberg, Eibenstock, Schönheide, Zwidau, Weidau, Leubnitz, Auerbach, Adorf, Olsnitz, Mylau, Treuen, Nehschau, Plauen, Hof, Schwarzenbach, Münchberg, Selmbrecht, Grefess, Brand, Markt-Redwitz, Bunsiedel, Oberlochau, Naila, Paufa, Elsterberg, Meerane, Glauchau, Gößnitz und Grimnitzschau. In allen Versammlungen, die sich durchweg durch einen guten Besuch auszeichneten, sprach die Unterzeichnete über das Thema: „Die Textilarbeiterchaft im Kampf ums Dasein und die Stellung der Frau in der Industrie“. Nach einer eingehenden Schilderung der Lage der Textilarbeiterchaft legte sie ihren Zuhörern eindringlich den Wert der Organisation klar und forderte sie auf, sich ihren klassenbewußten Berufsgenossen anzuschließen. Und ihr Appell war nicht vergeblich. In allen Versammlungen wurden der Organisation neue Kämpfer zugeführt. Der Erfolg muß zu neuer Arbeit anspornen. Noch gilt es, Scharen von Arbeitern und Arbeiterinnen aus ihrer sträflichen Gleichgültigkeit aufzurütteln. Die Kämpfe, die sich täglich auf wirtschaftlichem Gebiet abspielen, zeigen deutlich, wie nötig es ist, daß die Ausbeuteten sich immer zahlreicher und fester zusammenschließen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, die nicht willenlose Ausbeutungsobjekte sein wollen, sollen durch die Hungerpeitsche in das alte Fronjoch gezwungen werden. Doch alle Maßnahmen des Unternehmertums werden zunichte, wenn die Arbeiterschaft einig ist. Alle in der Textilindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen müssen sich dem Deutschen Textilarbeiterverband anschließen, vereinzelt sind sie nichts, vereinigt aber alles.

Elfriede Gewehr.

Vom 20. August bis 5. Oktober veranstaltete der Deutsche Textilarbeiterverband eine Agitation im Gau Baden und Elsaß. Das behandelte Thema lautete: „Was können die deutschen Textilarbeiter und insbesondere die Arbeiterinnen zur Verbesserung ihrer Lage tun?“ In den Versammlungen, die im elsässischen Bezirk durchweg besser besucht waren als im badischen, kamen zahlreiche Mißstände zur Sprache, die den Arbeitern und Arbeiterinnen aufs eindringlichste die Notwendigkeit der Organisation vor Augen führten. In Megeral kam es zu einer Auseinandersetzung mit dem Fabrikant Immer, der mit seinem ganzen Stabe in der Versammlung erschienen war, um das Lob seines Betriebes zu singen. Ein Arbeiter ließ ihm eine gründliche Abfertigung zuteil werden. Langsam macht der Organisationsgedanke unter der badischen und elsässischen Textilarbeiterchaft Fortschritte. Es wird noch unermüdlicher Arbeit bedürfen, um die Schranken niederzureißen, die ein deutungsgrüßes Unternehmertum im Bunde mit heuchlerischen Priestern der aufwärtsstrebenden Arbeiterschaft in den Weg stellt. Immerhin ist ein gutes Stück dieser Arbeit geleistet worden. Neue Mitglieder in stattlicher Anzahl

haben durch ihren Beitritt zum Deutschen Textilarbeiterverband belundet, daß sie in ihm ihre wirtschaftliche Interessenvertretung erblicken. Mögen sie im Verein mit den schon bewährten Kämpfern und Kämpferinnen eine rege Werbetätigkeit für ihre Organisation entfalten, damit die Textilarbeiterchaft der Schwarzwaldb- und Vogesentäler den Unternehmern die Überzeugung beibringen kann, daß die Proletarier nicht leben, um zu arbeiten, sondern arbeiten, um zu leben.

Frankfurt a. M. In einer gut besuchten öffentlichen Frauenversammlung sprach am 15. Oktober Genosse Gräf über die Bedeutung des Preußentages. Er ging auf die verschiedenen Punkte der Tagesordnung näher ein, indem er ausführte, von wie hohem Werte eine feste Organisation für Preußen sei, an der auch die Frauen teilnehmen sollten. Das preußische Landtagswahlrecht kennzeichnete er in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Er schilderte ferner die traurige, rechtlose Lage der Staatsarbeiter und trat für das Selbstverwaltungsrecht in den Gemeinden ein. Zum Schluß behandelte er noch kurz die einberufene Außerordentliche Frauenkonferenz, die hoffentlich zur Klärung der Dienstbotenfrage beitragen und praktische Arbeit in den verschiedenen Fragen leisten werde. Redner hält es nicht für praktisch, daß die Dienstbotenvereine die Stellenvermittlung selbst in die Hand nehmen. Genossin Tesch ist auf Grund der Erfahrungen in Frankfurt vom Gegenteil überzeugt. Genossin Schulze tadelte die Art der Einberufung zur Frauenkonferenz und äußerte die Ansicht, daß mindestens zwei bis drei Tage für ihre Arbeiten verwandt werden müßten. Die Übernahme der Stellenvermittlung durch die Vereine bezeichnete sie als großen Fehler. Genossin Tesch wurde zum Preußentag und zur Frauenkonferenz delegiert. M. R.

Politische Rundschau.

Einen wahrhaft trübseligen Eindruck bietet zurzeit die Situation der deutschen Reichsregierung. Der Reichskanzler muß sich durch gerichtliche Klage der giftigsten Angriffe gegen einen Schriftsteller erwehren, der die Interessen der Homosexuellen zu vertreten glaubt. Mit ihnen revanchiert sich die bekannte Eulenburgclique — vermutlich in mehr oder minder organisiertem Zusammenarbeiten mit einer Clique hochgestellter Bürokraten, die im Interesse der Junker der Blockpolitik ein Bein stellen möchten — für die Aktion Bülow's, die sie vor einigen Monaten aus der Gunst des Kaisers verdrängte. Bezeichnend für die Zustände in den „höheren“ Regionen ist es, daß sie sich dabei desselben Mittels bedient, der Beschuldigung homosexueller Neigungen, mit dem Bülow gegen sie selbst seine Erfolge erzielt hat. Die Vorgänge bilden einen bemerkenswerten Beitrag zu dem Kapitel, wie in Preußen-Deutschland regiert wird. Hoffabalen entscheiden mit über die Gestaltung unserer Politik. Ein neues Merkzeichen für die Tatsache, daß wir noch tief im Absolutismus stecken. — Vorläufig sieht übrigens Bülow noch ziemlich fest im Sattel. Dieser Tage erst hat er die Entfremdung des ihm unbehaglichen Staatssekretärs v. Tschirschky aus dem Reichsamt des Äußeren auf einen Gesandtenposten und die Besetzung des Postens durch den ihm genehmeren Petersburger Botschafter v. Schön erreicht.

Geringere Sorge macht dem Kanzler offenbar die innerpolitische Lage, obgleich da der Schwierigkeiten sich immer mehr aufstürmen. Die Lebensmittelteuerung, speziell die Getreidesteigerung, verschärft sich immer mehr, die ersten Anzeichen der kommenden Krise haben sich in einem Krach auf dem Kupfermarkt deutlich bemerkbar gemacht, der den Zusammenbruch alter Firmen zur Folge hatte. Die Witwen- und Waisenversicherung, die das Zentrum auf die schwankende Basis der Erträge der Lebensmittelzölle gestellt hat, ist, da die erwarteten Mehrerträge ausbleiben, aufs höchste gefährdet. Die Erhöhung der Beamtengehälter in Preußen, die die letzte Landtagsession versprochen hat, wird nur bei einer Steuererhöhung durchzuführen sein. Und schon hat sich zum Trio der Heeres-, Flotten- und Kolonialausgaben ein vierter Teilhaber gemeldet, der Luftmilitarismus, der die neueren Erfolge in der Konstruktion des lenkbaren Luftschiffes sofort für die Massenmordtechnik ausnützt und ein neues „Anlagefeld“ für zahllose Millionen eröffnet. Aber Bülow vertraut offenbar vollkommen der unbegrenzten Leistungsfähigkeit des Blocks, er ist offenbar überzeugt, daß der Freisinn ihm durch dick und dünn folgt, ohne irgend welche nennenswerten Konzessionen zu fordern. Nur so ist es zu erklären, daß fast Tag auf Tag Regierungsaktionen und Kundgebungen erfolgen, die geradezu als Provokationen des Liberalismus angesehen werden müßten, wenn der Liberalismus eben nicht völlig entmannt wäre. Über das kommende Reichsvereins- und Versammlungsrecht ist bekannt geworden, daß es ein Ausnahmegesetz gegen die fremdsprachigen Nationen im Deutschen Reich, gegen Polen, Dänen, Französisch-Lothringer, sein wird: Versammlungen, in denen eine andere als die deutsche Sprache angewendet wird, dürfen nur mit Erlaubnis der Behörde stattfinden, eine Bestimmung, die auch die Arbeiterbewegung schwer treffen würde. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, des Kanzlers Blatt, erklärt sich gegen direkte Reichssteuern. Die preußische Eisenbahnverwaltung unternimmt einen Vorstoß gegen das Koalitionsrecht der bei den „bahnnamlichen“ Speditoren angestellten Arbeiter, denen sie die Zugehörigkeit zum Handels- und Transportarbeiterverband verboten wissen will, und gleichzeitig verbietet der Minister Breitenbach, daß deutsche Landarbeiter beim Bau des Großschiffahrtsweges Berlin-Stettin beschäftigt werden. Damit die Großgrundbesitzer nur

ja billige Arbeitskräfte haben, wird die gefehlich gewährleistete Freizügigkeit auf dem Verwaltungsweg aufgehoben. Dazu eine erbitterte Verfolgung der Arbeiterbewegung, die ihren Gipfelpunkt vorläufig in dem ungeheuerlichen Hochverratsprozeß wider den Genossen Liebknecht erreicht, neben dem zahlreiche kleinere Laten laufen wider die Arbeiterpresse, die Jugendorganisationen, die Bildungsbestrebungen der Arbeiterschaft, gegen Arbeiterturn- und Sportvereine usw. Alles das wagt die Bürokratie in einer Ara, die liberale Zugeständnisse bringen soll. Und warum soll sie es nicht wagen, da doch die freisinnige Presse zu den meisten ihrer Aktionen sein stille schweigt und, wo sie schon den Mund noch auf tut, es über zahme Worte nicht hinausbringt.

Auf dem Gebiet der Kolonialpolitik kann sich die Regierung schon ohnehin alles leisten. Die Eingeborenen von Südwestafrika werden durch Entziehung des Rechts zur Erwerbung von Grundstücken und zum Halten von Großvieh von Amts wegen in eine so gedrückte Lage gezwängt, daß sie willige Arbeitsflaven der Weißen sein müssen. Und damit diese billigen Arbeitskräfte nicht der väterlichen deutschen Ausbeutung entlaufen, wird ihnen das Recht der Auswanderung entzogen! Es ist die regelrechte Verflavung. Dernburg aber hat sich inzwischen auf einem Festmahl zu Morogoro für den Bau der ostafrikanischen Zentralbahn erklärt, die an 100 Millionen erfordern dürfte. Einer seiner journalistischen Begleiter hat kurz vorher feststellen müssen, daß in dieser vielgeliebten Kolonie weder der Kaffee-, noch der Baumwoll-, noch der Erdnussbau Erfolg verspricht, und daß die dauernde Rentabilität der Kautschukproduktion sehr zweifelhaft ist! Nichtsdestoweniger muß natürlich die Bahn vom Gelde der Steuerzahler gebaut werden.

Hier wird sich der deutsche Freisinn wohnungsbauend als „nationale“ Partei betätigen dürfen. Um so stiller wird er in der Wahlrechtsfrage sein. Mit dem Schweigen der Ablehnung beantwortet die Freisinnspresse den Vorschlag des aus Amerika zurückgekehrten Barth, wenigstens die Einführung des geheimen Wahlrechts zum Landtag zur Minimalforderung des Freisinns zu erklären, deren Erfüllung noch in dieser Landtagsession, also vor den Neuwahlen 1908, zu heischen wäre. Auf der Frankfurter Einigungsversammlung der drei freisinnigen Parteien, die demnächst stattfindet, soll Barths Vorschlag nach den Wünschen der maßgebenden freisinnigen Führer gar nicht erwähnt werden. Man muß sich fragen, inwiefern sich dieser Freisinn noch von den Nationalliberalen unterscheidet, die auf ihrem Parteitag zu Wiesbaden die Wahlrechtsfrage als besonderen Verhandlungspunkt gar nicht angefaßt hatten. Nur so im Vorbeigehen erklärte ihr Führer Wassermann, daß das Reichstagswahlrecht für Preußen nicht in Frage kommen könne, daß es auch bei der Reform nur um Beseitigung des Klassenwahlrechts und des indirekten Wahlrechts handle, vielleicht auch um die Beseitigung der öffentlichen Abstammung, schon mit Rücksicht auf den Terrorismus — der Sozialdemokratie. Natürlich begrüßte der Nationalliberalismus freudig die Schwenkung, die der Freisinn in der Wahlrechtsfrage vorgenommen hat; der Redner Paasche nannte daher die Politik des Volkssturmes, die Naumann einst vorschlug — die er inzwischen schmächtig wieder aufgegeben hat —, eine Erpreßungspolitik! Erwähnenswert ist noch, daß auf diesem nationalliberalen Parteitag auch von nationalliberalen Arbeiterwählern die Rede war, die nach der Versicherung des Redners nicht bloß im Bunde der vaterländischen Arbeitervereine zu suchen seien. Zugegeben ist damit, daß das Rückgrat der nationalliberalen Arbeiterwählerschaft die Selben, die Streikbrecher bilden. Auch von direkten Reichssteuern, die nötig werden, hat Herr Wassermann geredet. Ein Jahr vorher hatte der nationalliberale Fraktionsredner Büsing im Reichstag eine donnernde Philippika gegen direkte Reichssteuern gehalten. Jetzt bemerkt die „Nationalliberale Korrespondenz“ zu Wassermanns Ausführungen, die Nationalliberalen seien keine Doktrinaire und wüßten, daß auch die direkte Einkommensteuer „keine ideale Steuer“ sei. Womit die Hintertür wieder halb geöffnet wird.

In Sachsen ist der Dreiklassenlandtag zusammengetreten. Als erste Vorlage ist ihm die famose Wahlrechtsreform des Grafen Hohenthal zugegangen, die ganz dem entspricht, was hier schon über sie mitgeteilt wurde. Die sächsische Sozialdemokratie rüftet zum energischen Vorstoß gegen diese Karikatur einer Reform.

Besser daran sind die ungarischen Arbeiter, die allerdings in ihrem Wahlrechtskampf die mehr oder minder lebhafte Unterstützung des Kleinbürgertums und gewisser Industriellenkreise finden, die über die agrarische Elitenwirtschaft empört sind. Durch eine imposante Demonstration im ganzen Lande — eintägiger Massenstreik in Verbindung mit Straßenumzügen — haben sie der Regierung den Mund gelöst und ihr das Bewußtsein beigebracht, daß eine Abwägung der Wahlreform nicht möglich ist. In Budapest sind nach den Schätzungen bürgerlicher Blätter 200000 Demonstranten im Zuge marschiert. Die Polizei hatte ihr Verbot in letzter Stunde flüchtig zurückgezogen.

Auch in Holland marschiert das gleiche Wahlrecht. Das Ministerium hat den Kammern einen Gesetzesentwurf vorgelegt, der das gleiche und allgemeine Wahlrecht gibt, und die Frauen den Männern im aktiven und passiven Wahlrecht gleichstellt.

In Italien sahen Mailand und einige andere Städte einen Generalkrieg von einigen Tagen, der ein Protest war gegen eine Megelei, die Gendarmen unter Arbeitern angerichtet hatten, die angeblich Arbeitswillige bedrohten. Der Erfolg war die Verhaftung der schuldigen Gendarmen.

Elendsbilder aus der rheinischen Textilindustrie.

Die Textilindustrie steht mit der Eisenindustrie im Rheinland obenan und beschäftigt neben dieser die meisten Arbeitskräfte. Die letzten Jahresberichte der Handelskammer von M.-Gladbach und Krefeld sprechen übereinstimmend von einem flotten Geschäftsgang, der in allen Zweigen dieser Industrie geherrscht habe. Auch die Baumwollspinnereien würden im Verhältnis zu früher trotz der erhöhten Preise des Rohmaterials auf ein gutes Jahr zurückblicken können, so heißt es darin, wenn nicht der Mangel an Arbeitskräften seinen lähmenden Einfluß geltend gemacht hätte. In den Baumwollspinnereien mache sich in erschreckender Weise eine Abwanderung weiblicher und jugendlicher Arbeitskräfte bemerkbar, die in den Webereien oder gar in anderen Industrien Beschäftigung suchten. Ungeachtet fortgesetzter Lohnsteigerungen (?), die das Gewinnergebnis beeinträchtigten (?), sei das Abströmen der Arbeitskräfte nicht zu beseitigen gewesen.

Worauf ist nun der besagte Mangel an Arbeitskräften zurückzuführen? Sicherlich in erster Linie auf die miserablen Verhältnisse, die in den Spinnereien vorherrschen. In den Spinnfäden, die mit heißer, feuchter, durch Dunst und Ölgeruch geschwängerten Luft erfüllt sind, schuften die Arbeiterinnen meist 11 Stunden täglich für einen erbärmlichen Lohn, der bei weitem nicht ausreicht, die notwendigen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen.

In der Krefelder Baumwollspinnerei erhalten die männlichen Hilfs Spinner 60 bis 75 Prozent vom Verdienst der selbstständigen Spinner, die Arbeiterinnen dagegen bekommen nur 55 bis 60 Prozent für dieselbe Arbeit. Ferner soll bei der genannten Firma der Brauch herrschen, daß die Arbeiterinnen nur 30 Mk. pro 14 Tage ausgezahlt erhalten; was sie mehr verdient haben, kommt in die Unterstützungskasse. In dem Krassaal des Betriebs, wo die Arbeit infolge starker Staubentwicklung besonders für die Atmungsorgane schädlich, ja gefährlich ist, werden Löhne von 2,80 Mk. pro Tag bezahlt. In der Flachspinnerei in Düren, einer Stadt, die auf rund 30000 Einwohner etwa 40 Millionäre zählt, verdienen die Männer 12 bis 20 Mk., die Arbeiterinnen 6 bis 11 Mk., jugendliche Arbeiter 6 bis 8 Mk. in der Woche. Hunderte von ausgemergelten Arbeiterinnen fährt der Arbeiterzug Montags aus den armen Eisenbüden in die Stadt. Brot und Kartoffeln für die Woche bringen die Armen mit, unter Entbehrungen aller Art schuften sie in der kapitalistischen Fronburg, um durch das fleißige Regen ihrer Hände die Flachstränge in blinkendes Gold für die reichen Besitzer zu verwandeln.

Die Niederrheinische Flachspinnerei in Dülken zahlte den selbstständigen Spinnerinnen jahrelang einen Lohn von 13 Mk. pro Woche bei täglich elfstündiger Arbeitszeit. Die verheirateten Männer erhielten einen Stundenlohn von 22 bis 27 Pf. Eine vom Deutschen Textilarbeiterverband geführte Lohnbewegung hat die Löhne in letzter Zeit um 1,50 bis 1,70 Mk. ausgebaut. In den Spinnereien zu Rheindt haben verheiratete Männer bei 11 1/2 stündiger Arbeitszeit einen Verdienst von 2,20 bis 2,90 Mk. täglich. Nur durch Überarbeit und Nachtarbeit können sie sich und den Ihrigen das nackte Leben fristen. Bei diesen Hungerlöhnen herrscht noch ein raffiniertes Strafsystem für Fehlpflichten, Sprechen mit dem Nebenmann usw. In Eschweiler erreichen die Spinner, Walker usw. einen Durchschnittslohn von 16 Mk. pro Woche. Aber die hohen Armenlasten dieser Stadt, die 1905 pro Kopf 5,84 Mk. betragen, braucht man sich angesichts solcher Entlohnung wahrlich nicht zu wundern. Auch die sanitären Verhältnisse lassen in den Spinnereien des Ortes viel zu wünschen übrig. Die Aborte sind fast in allen Betrieben im Verhältnis zur Arbeiterinnenzahl in viel zu kleiner Zahl vorhanden, auch bekommen sie selten Wasser und Seife zu sehen.

Abelstände dieser Art, von denen wir noch viele anführen könnten, tragen ganz gewiß dazu bei, daß die Arbeiterinnen den Spinnereibetrieben mehr und mehr den Rücken kehren. Leider verbessern sie ihre Lohn- und Arbeitsverhältnisse in den anderen Zweigen der Textilindustrie höchst selten, ja manchmal kommen sie aus dem Regen unter die Traufe.

Auch in den Webereien sind Hungerlöhne und lange Arbeitszeit an der Tagesordnung. In einer Puzlappenfabrik zu Meerheim schaffen die Arbeiterinnen seit Jahren abends bis 9, 10, ja 11 Uhr, und das selbst am Samstag. Das Arbeiterinnenschutzgesetz scheint für die betreffende Firma nicht zu existieren. Versuche gegen dasselbe sind im Rheinland überhaupt nichts Seltenes.

Am Niederrhein ist die Samt- und Seidenweberei zu Hause. Die herrlichsten Gewebe für Luxuswecke, die wundervollsten Samt- und Seidenstoffe, mit denen die zahlungsfähige Damenvwelt sich schmückt, werden hier von einem Proletariat hergestellt, dessen Existenzbedingungen allen Schwankungen der launischen Mode unterworfen sind. Der Durchschnittsverdienst der rheinischen Textilarbeiter beträgt nach Berichten der Handelskammer pro Jahr etwas über 800 Mk. Er hat in 20 Jahren eine Steigerung um etwa 185 Mk. erfahren. Die Steigerung der Produktivität der Arbeit ist in derselben Zeit durch das Zwei- und Dreistuhlsystem sowie durch das Doppelpulssystem eine so gewaltige, daß die Lohnsteigerung in gar keinem Verhältnis zu ihr steht. Vor 20 Jahren wurde zum Beispiel 1200er Bierchufsam, zwei breit, mit 1,50 Mk. pro Meter entlohnt. Jeder laufende Meter im Stuhl gab für den Verkauf vier Meter Samt. Auf die verkaufsfertige Ware, die damals pro Meter mit 2 Mk. ab Fabrik verkauft wurde, entfiel ein Woblohn von 37 1/2 Pf. pro Meter. Heute wird dieselbe Ware auf vier breit Doppelpulver gefertigt. Jeder laufende Meter gibt nicht

mehr vier, sondern acht Meter Samt, und für diese acht Meter werden 90 Pf. Lohn gezahlt, das macht pro Meter 11 Pf. Der Fabrikant verkaufte früher den erwähnten Artikel für 2 Mk. Die Samtfabrikanten erzielen heute infolge ihrer festen Vereinigung viel höhere Preise, wodurch ihr Reingewinn trotz des teuren Rohmaterials enorm gestiegen ist. Im Laufe dieses Sommers haben die Arbeiter den geradezu fabelhaften Geschäftsgang zu einer Lohnbewegung benutzt. Leider mußten sie jedoch von einem Teil ihrer Forderungen Abstand nehmen. Die Arbeiterschaft steht nämlich noch in vier Organisationen zersplittert, und es war zu befürchten, daß bei einem scharfen Vorgehen die Einigkeit in die Brüche gehen würde. Der Fabrikantenverband aber hat die kleine Lohnhöhung wieder doppelt und dreifach auf die Kundschaft abgewälzt, indem er seitdem bereits eine zweimalige Preissteigerung eintreten ließ.

Zahlreiche Bilder des Raubbaus, der mit der menschlichen Arbeitskraft getrieben wird, können von allen Zweigen der Textilindustrie des Rheinlandes entrollt werden. Das hier heimische Elend der Arbeitenden wird erst gemildert werden, wenn der Deutsche Textilarbeiterverband überall in Stadt und Land seine Fahne hält und unbarmherzig in die Not der Ausgebeuteten hineinleuchtet; wenn die Arbeiterinnenscharen ihre Klassenlage erkennen und sich gemeinsam gegen die Ausbeutung ihrer Arbeitskraft zur Wehr setzen, dann, nur dann wird es den Textilarbeitern gelingen, selbst teil zu haben an der goldenen Ernte, die sie täglich für andere in die Scheuern bringen.

Daß die Verhältnisse der Arbeiterinnen und Arbeiter durch das Eingreifen des Textilarbeiterverbandes verbessert werden, hat erst vor kurzem die Belegschaft der Krefelder Baumwollspinnerei erfahren. Kürzlich setzte dort erst die Organisation ein. Mehrere öffentliche Versammlungen brachten dem Verband Hunderte von Mitgliedern, die gar bald die Verbandsleitung drängten, Forderungen für bessere Arbeitsbedingungen auszuarbeiten und der Direktion vorzulegen. Das geschah. Nach viereinhalbstündiger Verhandlung mit der Verbandsleitung machte die Direktion den Forderungen Zugeständnisse. Sämtliche Akkordarbeiter erhielten vom 30. September an eine zehnprozentige Lohn-erhöhung. Vom 1. Januar 1908 ab wird die Arbeitszeit auf 10 1/2 Stunden und vom 1. Juli ab auf 10 Stunden herabgesetzt. Dieser schöne Erfolg lehrt augenscheinlich, wie vorteilhaft es ist, daß die Arbeiterinnen und Arbeiter sich ihrer Gewerkschaftsorganisation anschließen.

Die Lösung aller Arbeitenden und Entbehrenden muß daher sein: **Einigen in den Deutschen Textilarbeiterverband!**

W. Kähler.

Arbeiter und Arbeiterfrauen!

Seit Jahren kämpfen die Handelsangestellten zwecks Verkürzung der überlangen täglichen Arbeitszeit um die allgemeine Einführung des Achtuhr-Vadenschlusses. An eine Erreichung dieses Zieles durch die gewerkschaftliche Aktion ist in Anbetracht der Organisationsverhältnisse unter den Handelsangestellten zurzeit nicht zu denken, der Achtuhr-Vadenschluß kann gegenwärtig nur durch eine Maßnahme der Gesetzgebung erreicht werden. Nach der Gewerbeordnung kann zwar der Achtuhr-Vadenschluß auf Antrag der Geschäftsinhaber durch Ortsgesetz eingeführt werden, was dank der unausgesetzten Bemühungen der Angestellten verschiedentlich auch geschehen ist, aber in den meisten Orten leistet das kurzfristige und egoistische Unternehmertum energischen Widerstand. Die Angestellten fordern daher den reichsgerichtlichen Achtuhr-Vadenschluß. Auch hiergegen wehren sich die Unternehmer, und zwar berufen sie sich darauf, daß mit Rücksicht auf die konsumierende Arbeiterschaft der Achtuhr-Vadenschluß nicht eingeführt werden könne. Dasselbe behaupten sie von der Sonntagsruhe. Die Arbeiterschaft kann aber nicht ruhig zusehen, wie das heuchlerische Unternehmertum, das sonst nicht nach den Interessen der Arbeiter fragt, eine Kategorie der arbeitenden Bevölkerung gegen die andere auspielt.

Die unterzeichnete Kommission erklärt daher, daß sie den Forderungen der Handelsangestellten durchaus sympathisch gegenübersteht. Sie erwartet, daß die Wünsche der Angestellten und speziell ihre Forderungen nach dem reichsgesetzlichen Achtuhr-Vadenschluß und der Sonntagsruhe bei der Gesetzgebung endlich die gebührende Berücksichtigung finden.

An die Arbeiterschaft richten wir das Ersuchen, die Handelsangestellten in ihrem Kampfe dadurch zu unterstützen, daß jeder Einkauf nach 8 Uhr abends unterlassen wird und auch die Sonntagskäufe vermieden werden. In den Konsumvereinen möge jeder Arbeiter und jede Arbeiterfrau auf die Durchführung des Achtuhr-Vadenschlusses und der Sonntagsruhe hinwirken — soweit diese Forderungen nicht bereits erfüllt sind — und im übrigen bei Einkäufen solche Kaufleute bevorzugen, die ihren Angestellten die Sonntagsruhe gewähren und den Achtuhr-Vadenschluß eingeführt haben.

Arbeiter und Arbeiterfrauen, laßt nicht nach 8 Uhr abends und nicht Sonntags ein.

Die Partei- und Gewerkschaftspresse wird gebeten, dieser Aufforderung durch Abdruck die weiteste Verbreitung zu sichern.

Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands.
E. Legien.

Notizenteil.

Dienstbotenfrage.

Vierzehntägige Kündigungsfristen. Wer die Freiheit der Persönlichkeit, das Selbstbestimmungsrecht des Men-

schen als etwas Selbstverständliches und Unveräußerliches anerkennt, kann nun und nimmer etwas gegen möglichst kurze Kündigungsfristen einwenden. Er muß es daher mit Freuden begrüßen, daß die Dienstmädchen und Hausangestellten in ihrem Arbeitsvertrag die vierzehntägige Kündigungsfrist festgelegt haben.

Einen modernen, freizeitsliebenden Menschen mutet es als ein Stück Slaverie an, wenn er seine Arbeitskraft, das heißt sich, seine Freiheit, auf ein halbes oder gar auf ein ganzes Jahr verlaufen soll, indem er sich auf ein halbes oder ganzes Jahr „vermieter“. Und man sollte meinen, auch die „Herrschaften“ wünschten eine so lange Bindung durchaus nicht. Die Herrschaften kennen das Mädchen so wenig, als das Mädchen die Herrschaften kennt. Um ein für sie passendes Mädchen zu finden, fordern sie in der Regel Zeugnisse, telephonieren wohl auch der alten „Herrschaft“ des Mädchens oder ziehen mündlich Erkundigungen über dieses ein. Das Mädchen dagegen ist fast nie in der Lage, sich in annähernd gleicher Weise über die Herrschaft erkundigen zu können, es sei denn, daß es zufällig das bisherige Mädchen antrifft. So kommen recht oft Mädchen und „Herrschaften“ zusammen, die durchaus nicht füreinander passen. Ist das aber der Fall, so kann es für beide Teile nur erwünscht sein, wenn so schnell wie möglich das Arbeitsverhältnis gelöst wird. Ist die baldige Lösung eines nicht zuzugewandten Arbeitsverhältnisses schon im gewerblichen Leben wünschenswert, um wie viel mehr im häuslichen Dienste, wo Mädchen und „Herrschaften“ in enger Gemeinschaft leben und es in der Hand haben, wenn der eine oder der andere Teil es darauf abgesehen hat, sich das Leben zur Hölle zu machen, was ja oft genug vorkommt. Sich nach einer anderen Stelle, beziehungsweise sich nach einem anderen Mädchen umzusehen, dazu aber reichen 14 Tage auf alle Fälle hin. — Aber die kurzen Kündigungsfristen begünstigen die ohnehin schon so starke Fluktuation der Mädchen, so hört man die Damen klagen. Wir sind der Meinung, daß die Fluktuation der Mädchen nicht eine Folge der kurzen Kündigungsfristen ist, sondern der zum guten Teil trostlosen Verhältnisse, unter denen die Mädchen leben. Und diese trostlosen Verhältnisse machen es zur zwingenden Notwendigkeit, daß kurze Kündigungsfristen bestehen, damit die Mädchen nicht gezwungen werden können, monatelang unter oft menschenunwürdigen Bedingungen auszuharren.

„Ja, aber im aufwallenden Zorn, im ersten Ärger spricht man oft eine Kündigung aus, die man bei längeren Kündigungsfristen wieder zurücknehmen würde. Bei kürzeren Fristen fehlt Zeit und Gelegenheit, das zu tun,“ hört man wiederum von anderen Damen. Nun, wir meinen, daß auch 14 Tage genügen, um einen gehabten Ärger zu überwinden und ein in der übereilung gesprochenes Wort zurückzunehmen, sintemalen schon in der Bibel geraten wird: „Lasse die Sonne nicht untergehen über deinem Zorn!“

Wir sind ferner auch der Ansicht, daß es ein ganz unhaltbarer, scharf zu verurteilender Zustand ist, wenn bei jedem kleinen Konflikt sofort „die Kabinettsfrage“ gestellt wird, wenn es stets sofort heißt: „Wenn Ihnen dies und jenes nicht paßt oder wenn dies und jenes wieder vorkommt, können Sie gehen.“ Woher soll bei solchem Verhalten einem Mädchen die Arbeitsfreudigkeit, das im Beruf aufgehen, das „mit der Seele arbeiten“ kommen, wenn es sich immerfort schon „mit einem Fuße draußen sieht“, sich gar nicht erst heimlich fühlen lernt. Da soll eben jeder so viel Selbstzucht üben, Mädchen wie Herrschaften, um nicht bei jeder Kleinigkeit mit der Kündigung bei der Hand zu sein, die in manchen Fällen gar nicht ernst gemeint ist, sondern nur einer momentanen Aufwallung Ausdruck gibt. Besonders die Damen, die doch sonst so viel Sorge um ihre „Autorität“ tragen, sollten sich sagen, daß Kündigungen, die gleich „Schreckschüssen“ wirken und oft auch wohl nur wirken sollen, sehr geeignet sind, das Ansehen und die „Autorität“ der Herrschaft zu untergraben, deren Äußerungen in der Folgezeit von den Mädchen einfach nicht mehr ernst genommen werden.

Dasselbe gilt natürlich auch für die Mädchen, von denen wir erwarten, daß sie nicht um jeder Kleinigkeit willen kündigen, sondern nur dann, wenn ihnen das Gesamtverhältnis nicht behagt, und nachdem sie vergebens versucht haben, durch ruhige, bestimmte Aussprache dasjenige abzuändern, worunter sie leiden. Geschieht das, achten derart Mädchen und Herrschaften einer in dem anderen den gleichberechtigten Menschen, die selbständige Persönlichkeit, so werden schon viele Veranlassungen zur Kündigung hinweggeräumt, und die vierzehntägige Kündigungsfrist wird, abgesehen davon, daß sie den Mädchen die persönliche Freiheit bis zu einem gewissen Grade garantiert, erzieherisch auf beide Teile wirken, nicht leichtfertig die Kündigung auszusprechen, sondern nur wohlüberlegt, wenn ein Zusammenarbeiten nicht mehr zweckdienlich erscheint.

Luise Zieg.

Die Gründung einer Dienstbotenorganisation in Lübeck ist erfolgt. Am 10. Oktober tagte eine öffentliche Dienstbotenversammlung mit der Tagesordnung: „Dienstboten aufgewacht!“ Referentin war Genossin Zieg-Hamburg. Die Versammlung war sehr gut besucht. Gegen tausend Teilnehmerinnen, meist Dienstmädchen, füllten das Lokal, obgleich es vielen Mädchen verboten worden war, an diesem Abend auszugehen. Genossin Zieg verstand es meisterhaft auseinanderzusetzen, warum die Mädchen sich aufrufen und zu einer Organisation zusammenschließen mußten. Sie schilderte, wie wenig Rechte und wie viele Pflichten die Dienstboten unter den heutigen Gesindeordnungen hätten. Zwar habe Lübeck eine der besten Gesindeordnungen von

allen. Trotzdem müßten die Mädchen fordern, daß diese befristet würde, denn sie sei und bleibe doch ein Geschenk zuungunsten der Dienstboten. Die Rednerin begründete, wie notwendig es sei, daß die Mädchen geregelte Arbeitszeit mit entsprechenden Pausen und mehr Lohn erhielten. Der Durchschnittslohn beträgt in Lübeck 40 Taler, ebenso bessere Schlafräume, in denen sie sich gemütlich fühlen und worin sie sich während ihrer freien Zeit aufhalten könnten. Überzeugend wies sie nach, daß eine Organisation der Dienenden geschaffen werden müsse, um die Arbeits- und Lebensverhältnisse günstiger zu gestalten. Der Referentin lohnte für ihre vorzüglichen Ausführungen stürmischer Beifall und Besseres noch: 181 Dienstmädchen ließen sich in die gegründete Organisation aufnehmen. Ein viel versprechender Anfang.

Eine Dienstmädchenorganisation in Breslau ist gegründet worden. Das dortige Gewerkschaftskartell hatte die Vorarbeiten zu der Gründung geleistet, und seine Bemühungen hatten einen erfreulichen Erfolg. In der ersten Versammlung nahmen 800 Dienende aller Art, Wäsch- und Scheuerfrauen usw. teil. Über hundert davon traten der Organisation bei, welche in der Versammlung ins Leben gerufen wurde. Seither haben sich 50 weitere Mitglieder gemeldet, die großes Interesse für den Verein an den Tag legen. Die veranstalteten Versammlungen sind stets gut besucht; in der letzten waren über 1000 Personen anwesend. Von den Folgen, die die Gründung der Organisation zeitigte, ist eine mit besonderer Freude zu begrüßen: der Respekt der „Herrschaften“ vor der Bewegung. Aus Furcht vor der öffentlichen Kritik haben verschiedene Dienstgeber bereits eine ganze Reihe von Mißständen abgestellt. Wo das nicht geschehen ist, versuchen die „Gnädigen“, die Mädchen mit Drohungen und Maßregelungen von dem Verein fernzuhalten. Wenn die Mädchen eine neue Stellung antreten, so werden sie erst gefragt, ob sie auch nicht etwa dem Verein angehören. Doch alles das wird das Wachsen der Organisation nicht aufhalten. Dafür bürgt das Interesse, das die Mädchen ihr entgegenbringen, und das hoffentlich auch dauert.

Der Verein der Dienstmädchen, Wäsch- und Scheuerfrauen von Hamburg, Altona und Umgebung, St. Hamburg, beruft hiermit seine erste Generalversammlung ein. Sie findet statt Donnerstag den 7. November 1907, abends 7 1/2 Uhr, im Gewerkschaftshaus (oberer Saal). Tagesordnung: 1. Bericht des Vorstandes; 2. Wahl des Gesamtvorstandes; 3. Wichtige Vereinsangelegenheiten. Zahlreicher Besuch wird erwartet. Mittwoch den 13. November findet das erste Stiftungsfest des Vereins im Gewerkschaftshaus (Gr. Saal) statt, wozu wir unsere Mitglieder nebst Angehörigen freundlichst einladen.

Der Vorstand. J. A.: Luise Kähler.

Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen.

Textilarbeiterelend im Vogtland und Oberfranken. Nirgends wohl vertreten die Textilarbeiter ihren Unternehmerrstandpunkt mit solcher Brutalität wie im Vogtland und in Oberfranken, namentlich in den Orten, wo die Arbeiterschaft noch nicht verstanden hat, durch die Macht des Zusammenschlusses den Unterdrückungstendenzen des Unternehmertums entgegenzuwirken. Wir finden dort die niedrigsten Löhne und die längste Arbeitszeit. Bei der anstrengendsten Akkordarbeit bringen es die Arbeiter bei einer Arbeitszeit von 11 Stunden, dazu oft noch ohne Frühstückspausen, durchschnittlich auf 13, 14, 15 Mk. Hin und wieder mögen wohl Löhne von 17 und 18 Mk. vorkommen, aber ihnen stehen auch solche von 9, 8, 7 Mk. gegenüber. Daß der Arbeiter bei einem solchen Lohne nicht imstande ist, seine Familie zu ernähren, ist klar. So muß die Frau notgedrungen mit dem Manne hinaus, den Kampf ums Dasein aufzunehmen, nur mit dem Unterschied, daß sie mehr ausgebeutet wird wie er. Der Unternehmer beschäftigt mit Vorliebe Frauen, eben weil sie billiger und widerstandsfähiger sind als der Mann. Trotzdem nun Mann und Frau arbeiten, reicht der Verdienst doch nicht zu einer einigermaßen menschenwürdigen Existenz aus. Die immer höher steigenden Preise der Lebensmittel verschärfen noch die Not. Die Hauptnahrung der Textilarbeiterfamilie ist: Kartoffel und Salz, Brot und die sogenannte „Pfeffersuppe“, die aus Wasser, Brot, ein wenig Fett und Pfeffer bereitet wird. Fleisch kommt nur in seltenen Fällen auf den Tisch. Welche Folgen eine solche Unterernährung bei langer und anstrengender Arbeit zeitigt, kann man sich leicht vorstellen. Wenn man sich zur Mittagszeit an die Tore der Fabriken stellt und die Lohnslaven betrachtet, die für eine Stunde ihrem „Heime“ zueilen, so springt es in die Augen, welcher Verheerungen die kapitalistische Ausbeutung sich schuldig macht. Wie bleich und elend die jungen Mädchen und Frauen sind, die Männer früh gebeugt, oft einen fast tierischen Ausdruck im Gesicht! Sie alle, die mit ihrer Hände Arbeit ungeheure Reichtümer für die Gesellschaft schaffen, leben in namenlosem Elend. Der Unternehmer hat kein Gefühl dafür. Er ist bestrebt, zur Ausbeutung der Arbeiter noch ihre Knebelung zu gesellen. Damit sie sich ihres Wertes nicht bewußt werden, nicht von dem ihnen gesetzlich zustehenden Recht der Organisation Gebrauch machen, haben die Unternehmer sogenannte „Wohlfahrts-Einrichtungen“ eingeführt. In manchen Fällen geben sie dem Arbeiter einen Vorschuß und setzen ihn dadurch in die Lage, sich ein Häuschen zu bauen. Die Arbeiter sind dann bestrebt, unter großen Entbehrungen den Vorschuß abzugeben, um das Haus ihr eigen nennen zu können. Oder der Fabrikant gewährt eine Altersrente oder eine Prämie für 20 bis 25 jährige „treue Dienste“. Die Herren tun das alles natürlich nicht

aus Wohlwollen für ihre Arbeiter, sondern weil sie wohl wissen, daß der Arbeiter, der ein solches Häuschen sein nennt, dadurch an die Scholle gefesselt ist, und daß die Aussicht auf eine Rente oder Prämie manchen Mann und manche Frau zu Zuständen im Betrieb schweigen lassen, wogegen sie sich sonst auslehnen würden. Die Wohlfahrts-Einrichtungen sollen dem Unternehmer billige und willige Ausbeutungssubjekte sichern und ihm womöglich noch den Ruf eines „Arbeiterfreundes“ einbringen. Erfreulicherweise bricht sich in den Köpfen der Arbeiter und Arbeiterinnen die Erkenntnis immer mehr Bahn, daß sich ihre Interessen mit denen des Unternehmertums niemals vereinigen lassen. Die Ausgebeuteten beginnen ihr Heil in der Organisation, im zielbewußten Kampfe zu erblicken, sie sind nicht mehr gewillt, sich zu willenlosen Sklaven der besitzenden Klassen herabdrücken zu lassen.

Die traurige Lage der Textilarbeiterfamilie in Baden und im Elsaß fordert dringend Abhilfe. Im badischen Riesental ist zwar meist der Fehntundentag eingeführt, aber die Arbeiter and namentlich die Frauen haben dafür unter manchen anderen schmachvollen Verhältnissen zu leiden. Die Fabrikanten, die ihre Betriebe in den Schwarzwaldtälern aufgebaut haben, bedrängen die Arbeiter mit ihren sogenannten Wohlfahrts-Einrichtungen, die zur Ausbeutung ein unwürdiges und verhängnisvolles Abhängigkeitsverhältnis hinzusetzen. Die zahlreich vorhandenen Mädchenheime, die unter geistlicher Obhut stehen, erschweren die Agitation unter den Arbeiterinnen ganz erheblich. Dazu kommt in allen Grenzorten die starke Konkurrenz der schweizerischen und italienischen Arbeiter, von denen die letzteren allerdings gut organisiert sind. Die Arbeiterschaft jener Gegend ist im allgemeinen noch sehr rückständig und sieht in Pfarrer und Patron so etwas wie höhere Wesen. Vor dem Besuch der Versammlungen scheut sie häufig zurück, aus Furcht, angezeigt und gefängelt zu werden.

In den Vogesentälern liegen die Dinge ebenso. In den ländlichen Industrieorten sind die vierzehntägigen Löhne für Weber, Spinner und Anseher um 7 bis 10 Mk. niedriger als in den Städten, die Arbeitszeiten aber oft noch erheblich länger, besonders für Frauen. Die ländlichen Fabrikanten werden in der Folge zu Schmutzkonkurrenten ihrer städtischen Erwerbsgenossen. Das diese Verhältnisse auch schädigend auf die Arbeiter der Städte zurückwirken, ist begreiflich. In manchen Betrieben herrschen geradezu haarsträubende Zustände. Bei Schäfer & Co., Pfaffstatt, reden zum Beispiel die Direktoren die Arbeiter mit Du an und traktieren sie mit Schimpfwörtern, die die Bildung dieser Herren eigentümlich beleuchten. Ein Arbeitnehmer betreibt einen schwunghaften Handel mit Virtualien. Um unter seinen Vorgesetzten nicht alzu sehr zu leiden, entnehmen die Leute ihre Waren von ihm. In Niederburbach bei Bann verdienen Frauen an zwei Stählen bei elfstündiger Arbeitszeit in zwei Wochen 16 bis 17 Mk. Die Stückputzerei, die meist außerhalb des Betriebs besorgt wird, vergibt in Sulz ein ehemaliger Polizist, der im Kommando die Frauen sich der Reihe nach an die Wand stellen heißt. Die Arbeiterinnen beschenken diesen Gewaltigen mit Schnaps und Speck, um bessere Arbeit zu bekommen. In dem betreffenden Betrieb sind die Strafen so hoch, daß Arbeiter und Arbeiterinnen am Zahlungsmoment noch Geld mitbringen müssen. Im Münsterthal sind die elendesten Löhne und die längsten Arbeitszeiten — 11 1/2 bis 12 Stunden — zu finden. Die Weberei Zeller, die in vier Orten Betriebe besitzt, zahlt in vierzehn Tagen an zwei bis drei Stählen 18 bis 20 Mk. Lohn; beständig mangelt hier die Arbeitskräfte, und doch getrauen sich die Leute nicht, sich zu organisieren. Wo man hinkommt, überall die gleichen Mißstände: schlechte Löhne, elende Arbeitsbedingungen und noch überall die vierzehntägige Lohnzahlung.

Wenn es trotzdem in diesen Gegenden nur langsam vorwärts geht mit der Organisation, so deshalb, weil die Bevölkerung durch elende Löhne und lange Arbeitszeit tief niedergedrückt ist und sich erst mit dem Gedanken vertraut machen muß, daß die Organisation ihr Bestes will, denn zu oft schon ist sie von den Christlichen getäuscht worden! Inzwischen wird das treue und kraßvolle Eintreten des Deutschen Textilarbeiterverbandes für die Interessen der Ausgebeuteten allmählich das Mißtrauen besiegen. Je rascher und je gründlicher das gelingt, je zahlreicher die Arbeiter und Arbeiterinnen sich auch in Baden und im Elsaß dem Verband anschließen, um so günstiger werden sich auch ihre Lebensverhältnisse gestalten.

Martha Hoppe.

Frauenstimmrecht.

Die Beteiligung der Frauen an den Parlamentswahlen in Neuseeland. Eine längst verrostete Waffe, die die bürgerlichen Klassen einst im Kampfe gegen die ihr Bürgerrecht fordernde Arbeiterklasse gebrauchten, wird von Reaktionären und Philistern gegen die Forderung des Frauenwahlrechts mit Vorliebe aus der Rumpfkammer hervorgeholt. Sie suchen die politische Rechtslosigkeit der Hälfte der Bevölkerung mit der Behauptung zu begründen und zu erhalten, die Frauen interessierten sich gar nicht für Politik und würden das Wahlrecht nicht gebrauchen. Wir setzen diesem „famosen“ Beweise dafür, daß die Frau zur politischen Minderwertigkeit verurteilt bleiben müsse, die Tatsache entgegen, daß mit dem Besitz politischer Rechte das Interesse am politischen Leben kommt und der richtige Gebrauch des Wahlzettels gelernt wird. Das beweist die Geschichte der Arbeiterbewegung und das Bewußt der Stellung der Frauen in den Ländern, wo diese Bürgerrechte besitzen. Wenn die Frau stimmberechtigt ist, so erweckt ihr Interesse für das öffentliche Leben, denn sie fühlt sich in ihm als eine mittatende, gleichwertige und mitverantwortliche Kraft. Das Verhalten der Frauen in Neuseeland hat das von neuem illustriert.

Seit kurzem wurde dort den Frauen zu dem Recht, ins Parlament zu wählen, das sie seit 1893 besitzen, das weitere Recht eingeräumt, selbst als Parlamentsmitglieder gewählt zu werden. Ganz besonders auffallend ist nun während des letzten Wahlkampfes die rege Teilnahme der Frauen gewesen. Die Frauen suchten in jeder Hinsicht das politische Leben zu beeinflussen. Sie besuchten so zahlreich politische Versammlungen, daß sie hier und da die Hälfte der Anwesenden stellten. Die Männer standen der Betätigung der Frauen zuerst mißtrauisch gegenüber. Der Eifer, den diese bekundeten, bewirkte jedoch einen Wandel. Die Männer überzeugten sich, wie ernst es den Frauen mit ihrem politischen Interesse war, und daß sie Verständnis für die Fragen des öffentlichen Lebens bekundeten. Außerdem gab die neue Situation neue gemeinsame Interessen und geistige Verührungspunkte, so daß das Familienleben an Reiz und Gehalt gewann. Mögen diese Tatsachen die proletarischen Männer und Frauen von neuem anspornen, mit aller Kraft, wo es nur möglich ist, für die Einführung des allgemeinen Frauenwahlrechts zu kämpfen und ihren Arbeitsschwestern die Bedeutung desselben klar zu machen. Ihre Arbeit wird gute Früchte tragen!

Frauenbewegung.

Eine Konferenz zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit unter den Arbeiterinnen und berufsständigen Frauen im allgemeinen wurde am 15. Oktober in London abgehalten. Ein Berichterstatter sagt von ihr, daß sie widely representative (sehr repräsentativ) war. Damit ist gemeint, daß Leute aller möglichen Richtungen und vor allem Leute ohne eine bestimmte Richtung auf ihr zusammen gekommen waren, Anhänger der widerspruchsvollsten Ziele und Prinzipien, Vertreter von Organisationen, die einander aufs bitterste bekämpfen, und deren Interessen weit auseinander gehen. Und dieses Sammelsurium guter Leute und schlechter Musikanten sollte praktische Vorschläge machen zur Heilung eines sozialen Uebels, das seinem Wesen nach eine notwendige Folge der kapitalistischen Ordnung ist und nur zusammen mit dem Kapitalismus selbst beseitigt werden kann. Derartige Wasserschöpfen mit einem Sieb nennt man in England „praktische Politik treiben“ und stellt es in Gegensatz zu dem Wirken der „romantischen Revolutionäre“, die nur „Phrasen“ dreschen, das heißt zu der Tätigkeit von Leuten, die da meinen, daß, um praktisch zusammenarbeiten zu können, eine gewisse Gemeinsamkeit der Prinzipien und Interessen vorhanden sein muß.

Die Konferenz wurde mit großem Brunk von dem Lord Mayor oder Oberbürgermeister von London eröffnet, der ebenso berufen ist wie etwa sein Bruder in Berlin, Ratschläge zu erteilen, wie die Lage der Arbeiterinnen zu verbessern ist. Seine Rede kam denn auch über ganz gewöhnliche Allgemeinheiten nicht hinaus. Die Vorsitzende und Einberuferin der Konferenz war Mrs. George Cadbury, die Frau des bekannten Schokoladefabrikanten und Zeitungsbefizers, der eine Gartenstadt gegründet hat, und der in der Politik eine höchst merkwürdige Rolle spielt. Obwohl seine Zeitung ein liberales Organ ist und für die liberale Regierung eintritt, so hat er doch die Unabhängige Arbeiterpartei mit Geld unterstützt und unterstützt sie gleichzeitig mit seinem Blatt, wengleich diese Partei eine Oppositionspartei ist. Die gute Dame hielt eine Rede, in welcher sie als eine der Ursachen der niedrigen Frauenlöhne die Tatsache bezeichnete, daß die Frauen nur bei der Erzeugung billiger Waren beschäftigt würden. Von ihren übrigen Ausführungen verdient nur der begeisterte Appell Beachtung, daß für gleiche Leistungen gleiche Löhne für Männer und Frauen gezahlt werden sollen. Eine Reihe von Rednerinnen machten dann allerlei Vorschläge, wie das ökonomische Tätigkeitsgebiet der Frauen erweitert werden könne. Die Milchwirtschaft wurde unter anderem warm empfohlen, die Gemeinden sollen die Kollereindustrie in die Hand nehmen und dabei für die Frauen gesunde Beschäftigungen schaffen. Genossin Mrs. Montefiore scheint nach den vorliegenden Berichten in dieser Beziehung einige praktische Vorschläge gemacht zu haben. Genossin Clementine Black bestritt mit allem Nachdruck, daß weder Auswanderung nach den Kolonien, noch der Eintritt von mehr weiblichen Arbeitskräften in Dienststellen usw. die Lage der erwerbstätigen Frauenwelt verbessern würde. Als aber später eine Rednerin einen Bischof zitierte, der erklärt hat, daß 75 Prozent der Prostituierten aus den Reihen der Dienstmädchen stammen, erhob sich ein entrüsteter Protest. Die Vorsitzende gab der Meinung Ausdruck, der gute Bischof solle seine Behauptung beweisen oder zurückziehen. Da er aber nicht anwesend war, konnte weder das eine noch das andere geschehen. Es ist bezeichnend für den Charakter der Konferenz, daß einer so allgemein bekannten Tatsache widersprochen werden konnte, die doch nicht etwa eine besondere „Verworfenheit“ der Dienstmädchen illustriert, sondern lediglich das grenzenlose Elend ihrer Lage bezeugt, insbesondere auch die sittlichen Gefahren, denen sie preisgegeben sind. Unter den Rednerinnen befand sich auch die gemäßigtere Frauenrechtlerin Fraulein Alice Salomon aus Berlin, die einen Vortrag über Arbeitsämter in Deutschland hielt. Schließlich endete die Konferenz wie das Hornberger Schießen. Sie ward geschlossen, ohne daß irgend eine Resolution gefaßt, irgend welches „praktische“, „positive“ Arbeitsprogramm zur Bekämpfung der Not der Arbeiterinnen gefaßt worden war.

L. B. A.

Zur Beachtung!

Der außerordentliche Charakter dieser Nummer, die zur Agitation unter den Textilarbeiterinnen bestimmt ist, hat einen Raumangel bewirkt, der uns zwingt, die Genossenschaftliche Rundschau von H. Pl., „Bürgerliche Frauenauftragungen, II.“, von Luise Zieg, und verschiedene andere Einblendungen zurückzustellen.

Du willst es wissen? ...

Von Ada Negri.

Du willst es wissen, wer ich bin? ... O Kind, gib acht:
 Gebannt in öde Kerkerstadt hinein
 Bin ich, ein Vogel, mit der Schwingen Nacht.
 Ich sehne mich nach der Gestirne Pracht
 Und leide hier gefesselt bitter Pein.
 O blondes Kind, gib acht.

Von Blumen träum' ich, die gepaart im Wald
 Im Schatten tausendjähr'ger Bäume blühen,
 Von Wästen, wo der Liebeslaut erschallt
 Der wilden Tiere aus dem Hinterhalt;
 Ich träume von der Sonne heißem Glühn
 Und von des Sturms Gewalt.

Und manchmal drängt die Wut sich kühn ans Licht,
 Verwünschend, bebend, wein' ich bitterlich,
 Doch lachend geht die Welt und hört mich nicht,
 Dem Vogel gleich, der für die Freiheit sacht,
 Stoß an den Eisen meine Flügel ich,
 Doch hört die Welt mich nicht!

Wer löst sie mir, die harten Fesseln hier,
 Wer gibt mir Licht und Unermesslichkeit,
 Wer öffnet mir die fest verschloss'ne Tür? ...
 Ich muß dahin ziehn können für und für
 Und such' im Kauche sonn'ger Seligkeit
 Tod oder Freiheit mir.

Die Tanne.

Von Elisabeth Snauck-Kühne.*

Es war eine steile Straße, die am Fuße des Schiefer-
 berges stracks hinaufstieg; erst auf halber Höhe wurde es
 besser: da zog sich der Weg an der dünn bewaldeten
 Berglehne hin, rechts ein lüdenhafter Tannensaum, durch
 den die Böschung von schwarzblauem Schiefer hindurch-
 schimmerte, links ein leichtes Geländer, über das man
 in ein enges Tal hinabsah, auf dessen schmaler grüner
 Sohle ein kleiner Wasserlauf wie ein Silberfaden glänzte.
 Wer aufmerksam genug war, entdeckte zur Rechten zwischen
 den Tannen am Wegrand einen schmalen, versteckten
 Pfad, der in kurzer Windung zu einer höher gelegenen
 Baumgruppe mit buschigem Unterholz führte, in dessen
 Schatten eine roh gezimmerte Bank stand. Von hier
 hatte man eine herrliche Aussicht über bewaldete Höhen,
 grüne Wiesen und fruchtbare Felder in die weite lachende
 Welt hinein bis zu dem fernen Höhenzuge, der sich im
 Blauen verlor.

Vor der Bank stand eine kleine Tanne; sie hatte erst
 drei kurze Zweige und konnte noch nicht über die Pech-
 nellken hinwegsehen, die ringsum geblüht hatten und nun
 dürr und braun dastanden, aber das runde kleine Ding
 hatte einen so kräftigen Mitteltrieb, daß die anmutige
 Birke, die in der Nähe wuchs, zu ihrer Nachbarin, der
 großen alten Kiefer, bemerkte: „Sib acht, Nachbarin,
 aus der Kleinen wird was, der Herzttrieb ist gut.“

„Ja ja, ich sehe es,“ entgegnete bedächtig die Kiefer,
 „die Krone ist gesund, — und das ist die Hauptsache;
 aber ich meine doch, das Dingelchen sieht recht zart aus.
 Wenn es nur nicht einen innerlichen Fehler hat!“

„Ich hab's gar nicht eilig, groß zu werden,“ lachte
 die kleine Tanne dazwischen, „es gefällt mir gerade so,
 wie es ist. Im Winter deckt das fallende Laub mich zu
 und im Sommer beschatten mich eure Zweige. Übrigens
 bin ich in diesem Jahre schon so gewachsen, daß ich die
 Pechnellken fast eingeholt habe.“

„Das ist was Rechtes,“ sicherte ein Haselnußstrauch,
 „da kannst du stolz sein!“

„Ich fürchte, wenn ich so groß werde wie ihr,“ fuhr
 das Bäumchen unbehirt fort, „dann bin ich nicht mehr
 dabei, wenn der Thymian duftet und die Immortellen
 blühen und der gelbe Steinleee freundlich nickt, dann
 sehe ich auch nicht mehr, wie die fleißigen Bienen Honig
 schaufeln. Wißt ihr Alten noch, wie der Thymian duftet,
 oder seid ihr zu groß dazu? Und nach der Blüte die
 Beerenzeit! Ich habe blaue und rote und schwarze Beeren
 gesehen und weiß kaum, was schöner ist: wenn die Blüte
 sich öffnet oder wenn die Früchte sich runden und färben.
 Freut ihr Großen euch auch noch über die Beeren?“

„Das ist wirklich ein kindliches Geschwätz,“ gähnte
 die Kiefer und wandte sich ab, „aber man kann ja nicht
 mehr verlangen!“ Die Birke dagegen streckte einen zarten
 Arm, so tief sie konnte, zu der kleinen Schwägerin
 hinunter und liebte sie.

„Ich will dir auch noch etwas sagen, liebe Birke,“
 flüsterte die Tanne, „aber auch nur dir ... Weißt du:
 ich höre auch die Erde singen.“

„Was ist das, du Narrchen?“ fragte die Birke.

„Ja,“ bekräftigte die Tanne, „die Erde singt, und
 ich höre ihr zu. In der Nacht friert es jetzt schon, und
 der Raufrost liegt wie eine feine weiße Decke über der
 Erde, und wenn dann die liebe Sonne kommt und so
 heiß scheint, daß einem ganz wohl wird und man sich
 nach ihr redt und streckt, dann schwindet der Raufrost
 und dann höre ich ein liebliches Klingen in dem schwarz-
 blauen Gestein, bisweilen leiser, bisweilen lauter; je
 kälter es aber in der Nacht war, desto kräftiger höre
 ich den Gesang. Das ist das Lied der Erde an die
 Sonne.“

„Um,“ meinte zweifelnd die Birke, „ich bin so alt
 und stehe hier schon so lange, aber davon weiß ich nichts.
 Doch mag es wahr sein. Wenn du morgen das Lied
 wieder hörst, dann mache mir ein Zeichen.“

„Ja, das will ich,“ versprach das Bäumchen, „aber
 du darfst dich dann nicht bewegen, nicht einmal Herz-
 klopfen darfst du haben.“

Die Birke lächelte vor sich hin.

„Am schönsten ist es aber doch, die Menschen hier
 auf der Bank zu sehen und sprechen zu hören,“ begann
 die Tanne noch einmal; „ein alter Mann mit weißem
 Bart klettert oft herauf, stützt die Hände auf den Stock
 und sieht lange, lange in die Weite, während ein kleiner
 Hund zu seinen Füßen liegt und mit den Augen blinzelt.
 Dann kommt auch eine alte Frau, die sich auf der Bank
 ausruht und den Staub vom Saume ihres verschoffenen
 Kleides ängstlich abschüttelt. Vor einigen Tagen kamen
 auch zwei junge Menschenkinder, die hielten einander bei
 der Hand und ließen sich erst los, als sie sich auf die
 Bank setzten, er an das eine Ende, sie ans andere. So
 saßen sie lange und sprachen kein Wort. Die drei Jahre
 gehen auch herum,“ sagte er endlich, „dann bin ich wieder
 da;“ und er brach von jener Eiche dort einen Zweig ab,
 den reichte er ihr, und sie nahm ihn und hielt ihn so
 sonderbar fest. Dann gingen sie wieder. Weißt du nicht,
 Birke, was aus den beiden geworden ist?“

„Nein,“ antwortete die Nachbarin, „aber sie werden
 schon wiederkommen, mir ist nicht bang.“

Die kleine Tanne war still geworden; sie konnte den
 Gedanken an die beiden nicht los werden. Und als der
 Abend kam, da ging sie nicht mit der Sonne zur Ruhe,
 sondern sah den letzten Strahl verglimmen und das
 Abendrot am Himmel verblaffen, — sie schlief nicht ein.
 Als sie so stand und nach oben schaute, da sah sie hoch
 über sich an der blauen Himmelsdecke ein glänzendes
 Licht, das kam ihr vor wie ein leuchtendes Auge. Es
 funkelte und strahlte und glitzerte und schien sie gerade-
 aus anzusehen. Der kleinen Tanne wurde ganz eigen
 zumute, sie vergaß alles ringsum und sich selbst und
 sah wie verzaubert nur nach dem glänzenden Auge, bis
 der nächtliche Himmel im Osten verblaßte, rote Streifen
 als Boten der Sonne erschienen und der Morgenwind
 die funkelnden Himmelslichter ausblies. ... Traumver-
 loren stand die kleine Tanne da, bis das Haar der Birke
 sie berührte. Da sah sie ernst zu ihr auf und fragte:
 „Hast du gestern abend das große strahlende Licht am
 Himmel gesehen? Sage mir, was ist das?“

„Das ist ein Stern,“ sagte die Birke.

„Ein Stern? O, wie herrlich ist ein Stern! Ich
 wollte, er läme heute abend wieder und sähe zu mir
 herunter.“

„Das wird er schon,“ tröstete die Birke, „er wird
 heute und noch manchen anderen Abend wiederkommen.“

Die Tanne verbrachte sinnend den Tag. Segen Abend
 rechte und streckte sie sich, um den Stern kommen zu
 sehen, — und wirklich: da stand er am Himmel, groß
 und klar, und sah sie an. Das Bäumchen meinte, es
 müsse stracks hinaufwachsen, so fühlte es die Sehnsucht
 in sich schwellen, aber am anderen Morgen war es noch
 so klein wie vorher, und der Stern verschwand. Da
 sagte die Tanne der Wunsch, zu wachsen und dem Sterne
 näher zu kommen: sie wurde still und in sich gelehrt, so
 daß es ihren Nachbarinnen bald auffiel.

„Warum bist du so schweigsam, Kleine?“ fragte die
 freundliche Birke.

„Ach, ich habe so viel zu denken, daß ich nicht sprechen
 kann,“ meinte die Tanne, „und dann nehme ich alle
 Kraft zusammen, um zu wachsen.“

„Da hast du ja deinen Sinn recht geändert,“ be-
 merkte die alte Kiefer trocken, „früher ducktest du dich
 am liebsten in dein behagliches Nest.“

„Ja, das tat ich,“ bekannte das Bäumchen, „aber seit
 ich den Stern gesehen, ist alles anders. Nun will ich
 groß werden, um ihn zu erreichen.“

„Den Stern?“ rief die Kiefer, „ich glaube, du bist
 veräppelt. Aber habe ich's nicht immer gesagt,“ mit
 diesen Worten wandte sie sich triumphierend zu der Birke,
 „daß das kleine Ding innerlich nicht gesund ist? Nun
 höre doch: den Stern will es erreichen!“

„Sei doch nicht so hart,“ meinte tadelnd die Birke,
 „das Bäumchen weiß noch nichts vom Leben, es redet,
 wie es flug ist. Mit Hohn besserst du nichts. Ich habe

das kleine Ding doch gern.“ Und sie streichelte es
 freundlich.

Die kleine Tanne hörte nur mit halbem Ohr zu; sie
 hatte keinen Augenblick zu verlieren, denn es trieb sie
 mächtig hinaus, dem Stern entgegen. Nach und nach
 gewöhnten die Nachbarn sich an ihr verändertes Wesen,
 selten nur stach die alte Kiefer mit spizen Worten nach
 ihr, und die gute Birke wurde es müde, immer zu er-
 mahnen und zu warnen: „Du gehst zu weit, halte Maß,
 verachte dein Los nicht.“

„Das tue ich nicht, wirklich nicht,“ verteidigte sich
 dann bekümmert die Tanne, „aber der Stern liegt mir
 im Sinn und deshalb spure ich mich, groß zu werden
 und ihm entgegenzuwachsen.“

Und sie wuchs und dehnte sich kraftvoll aus. So
 sehr durchdrang und befeuerte die Sehnsucht ihr ganzes
 Sein, daß selbst die Zweige sich nach oben bogen, als
 ob das Licht sie hinarzöge. Der Herzttrieb stand kraftvoll
 und aufrecht, und die Knospen künftiger Zweige bildeten
 eine kleine Krone auf seiner Spitze. Nach drei Jahren
 war sie weit über die Bank hinausgewachsen, und als
 die beiden jungen Menschenkinder wiederkamen, da war
 der Baum ebenso groß wie sie.

„Wie ist der Baum gewachsen!“ rief der Jüngling
 erstaunt.

„Nächstes Jahr wird er uns die Aussicht nehmen,“
 meinte das Mädchen.

Da sprang er von der Bank auf, faßte den Baum
 mit starker Hand und brach ihm das Herz aus.

Die Tanne ächzte und stöhnte, das Jungfräulein
 sprang erschreckt auf, — und der Mann stand da und
 sah den verstümmelten Baum an, und es ging wie reuiges
 Mitleid über sein männliches Antlitz.

Lange fränkelte die Tanne; Blutstropfen und Tränen
 rannen an ihrem Stamme herunter, und sie wünschte
 sich den Tod. Die Birke tröstete sie, so gut sie nur
 konnte: „Fasse Mut! Wenn du auch nicht wieder in die
 Höhe wächst, so wirst du in die Breite gehen, und dein
 Stamm wird stark und holzreich werden, du erfreust dich
 wieder an dem Duft des Thymian, an den Blüten und
 Beeren und hörst zu, wenn Frau Sonne auf der großen
 Erdenharfe spielt.“

„Liebe, gute Birke,“ erwiderte die Tanne wehmütig,
 „sieh mich doch an! Bis in den kleinsten Zweig hinein
 ist mir die Sehnsucht nach dem Stern gedrungen. ...
 Streben nicht alle meine Äste nach oben? Nun soll ich
 sie wieder nach unten biegen, der dunklen Erde zu, soll
 meinen Stern vergessen? Nein, das kann ich nicht. Ein
 Leben ohne Licht: das ist der Tod.“

„Was hast du denn nun eigentlich von deinem Stern
 gehabt?“ Mit dieser Frage mischte sich jetzt die Kiefer
 ein. „Was hast du erreicht? Ist er etwa herunter-
 gekommen und hat dich beschützt? Oder hat er dich
 hinaufgezogen? Ich dachte doch, jetzt müdest du geheilt
 sein und vernünftiger denken. Du hast ja gesehen, daß
 nichts dabei herauskommt. Im Gegenteil. Wärest du
 nicht wild emporgeschossen, dann wäre dein überchlanker
 Stamm nicht gebrochen. Du selbst bist an deinem Schick-
 sal schuld. Übrigens glaube mir: der Stern ist so hoch
 über dir, daß es einfach Narrheit ist, zu ihm empor-
 zustreben.“

Da war's, als ob eine Windsbraut durch die Tanne
 fuhr; ihre Kraft schwoh wie eine Meereswoge, stolz und
 fest richteten rings um den verstümmelten Stamm die
 Zweige sich auf; eine kurze Weile stand sie still, als
 schöpfe sie tief, tief Atem, dann rief sie zornig: „Und
 doch! Ich strebe weiter zu meinem Stern empor! Der
 Schlag hat mir den Stamm, aber nicht den Mut ge-
 brochen: ich komme doch ans Ziel!“ Sie rief es so laut,
 daß die Kiefer sich gekränkt zu der Birke wandte und
 bemerkte: „Es ist einmal nicht richtig mit ihr, man muß
 Geduld haben.“ Die Tanne aber rechte und streckte sich,
 und der jüngste kleine Seitentrieb richtete sich auf und
 bog sich nach der Mitte zu, wo die Krone fehlte, und
 wuchs an Stelle des Herztriebes stolz und frei in die
 Lüfte, und die Zweige alle folgten der Führung und
 wiesen grüßend mit der Spitze nach oben.

Die jungen Menschenkinder sah die Tanne nicht mehr
 Hand in Hand. Nach zehn Jahren kam der Mann
 allein, setzte sich auf die Bank und betrachtete lange den
 schlanken, hochgewachsenen Baum, dem er einst das Herz
 ausgebrochen hatte. Dann legte er in trübem Sinnen
 die Hand auf die längst vernarbte Wunde und ließ die
 Finger sanft über die Biegung des Seitenzweiges gleiten,
 der die Führung übernommen hatte. Aber plötzlich hob
 er den Kopf, richtete sich straff auf und stieß den Stock
 fest auf die Erde. „Und doch strebst du mutig hinan!“
 rief er in den Wald hinein.

„Und doch!“

Dann ging er mit festen Schritten in die weite Welt
 hinein.

* „Aus Wald und Flur“, Märchen für sinnige Leute. Stutt-
 gart, Rothsche Verlagsbuchhandlung. Das Bändchen feinsinniger,
 gemäßigter Märchen sei wärmstens empfohlen.